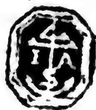
<3661467674001 4

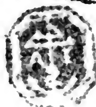
Eisen, Gold und Geist.

Ein
tragikomischer Roman
von
Ernst Willkomm.



Erster Theil.

Leipzig, 1843.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.



Ernst Willkomm:

Eisen, Gold und Geist.

Erster Theil.



Erstes Kapitel.

Nicht weit von der deutschen Mittelstadt M* liegt das Kaffeehaus „zum Türken." Hier versammelte sich allabendlich eine Gesellschaft von Bürgern, Gelehrten, Gutsbesitzern und einigen Landpastoren, um bei einem frugalen Abendbrode die Zeitungen zu lesen und nach Art der Provinzialstädter über die neuesten Weltereignisse zu politisiren. Die Zahl dieser Gäste war nicht groß, nahm weder ab noch zu, da Fremde nur höchst selten ankamen, und bildete demnach, ohne es zu wollen, eine Art geschlossene Gesellschaft. Die Eigenthümlichkeit des Wirthes begünstigte diese freie Geschlossenheit, da er unter diejenigen Menschen gehörte, die von einer einmal eingeführten Ordnung nie mehr abweichen, sich dadurch

ein unantastbares ruhiges Leben sichern und mit unerschütterlicher Beharrlichkeit jede Neuerung von sich abwehren. Jeder Gast mußte sich dieser Gewohnheit bequemen oder, wollte er unangenehme Auftritte vermeiden, lieber ganz wegbleiben. Der Wirth hielt auf sein Recht und machte sich wenig daraus, ob ein neuer Ankömmling bei ihm ausdauern oder ihn am nächsten Abend wieder verlassen wollte. Seiner alten Stammgäste, ruhiger gesetzter Leute, war er gewiß, diese bediente er stets gleichmäßig freundlich, ohne eigentlich zuvorkommend zu sein, was nicht in seinem Wesen lag, und so lebten er und seine gewöhnlichen Gäste einen Tag genau wie den andern.

An einem rauhen Novemberabende 1838 hatte ein Theil der täglichen Gäste seine festen Plätze im Türken bereits eingenommen. Der Wirth, in seinem blautuchenen Frack nach ältestem Schnitt, stand am Schenktisch, die Hände auf der Brust kreuzend, und betrachtete mit zufriedenem Auge das verräucherte Zimmer. Er hatte eben seine vierte Cigarre angezündet, denn es war sieben Uhr vorüber, und wie in allen Dingen, so hielt der alte Habegeld auch im Rauchen sein festgesetztes Maß. Er rauchte täg=

lich fünf Cigarren, zwei Vormittags und drei nach Tische. Die vierte ward Abends Schlag sieben angebrannt, und war die fünfte dem Erlöschen nahe, so konnte man sicher darauf rechnen, daß neun Uhr nicht mehr fern sei. Viele seiner Gäste sahen deshalb auch nicht auf die große Schrankuhr im Zimmer, sondern auf Habegelds Cigarre, und richteten nach dieser ihr Bleiben oder Fortgehen ein.

An dem Abende, wo unsere Geschichte beginnt, waren um die Zeit der vierten Cigarre des Wirthes nur drei Gäste im Türken, das äußerst stürmische Wetter mochte die übrigen zurückgehalten haben. Jeder dieser Drei saß an einem Tisch allein, las Zeitungen, trank sein Glas oder rauchte. Keiner sprach ein Wort, Habegeld verhielt sich daher auch ruhig, machte manchmal mit auf den Rücken gelegten Händen bedächtigen Schrittes einen Gang durch das Zimmer, oder rückte die hellpolirten Gläser im Schranke zusammen und schied die nicht ganz glänzenden mit prüfendem Blicke aus. Zuweilen flüsterte er seinem Sohne, der eben so wie der Vater gekleidet ging, von Ansehen aber sehr häßlich war und eine polternde, fast bellende Stimme hatte, leis einen Auftrag in's Ohr, worauf dieser stumm

und marionettenartig steif mit dem Kopfe nickte, hinausstelzte und sich bei seiner Wiederkunft eben so steif und theilnahmlos neben den Vater wieder hinstellte, oder ihm wohl auch bei seinem Gang durch's Zimmer auf Schritt und Tritt folgte.

Neben dem Schenktische dicht an dem sprühenden Ofen, dessen Hunger Herr Habegeld mit reichlichen Kohlenspenden zu sättigen suchte, saß auf niedrigem Bänkchen ein Bursche von etwa sechzehn Jahren mit Schleißen buchner Spähnchen beschäftigt, die von den Gästen des Türken statt der Fidibus verbraucht wurden. Dieser Bursche war sehr dürftig gekleidet, trug zerrissene Schuhe, abgetragene graue Tuchbeinkleider, die auch nicht seinem Leibe angemessen zu sein schienen, und eine weite grüne Pikesche, wie man sie bei den Landleuten häufig sieht und von jener Form, welche die Bauern ihrer unzureichenden Länge wegen „Halblange" nennen. Der Bursche war gut gewachsen, hatte ein gescheidtes, kluges, aber verdüstertes Auge, und zeigte in Allem, was er that, eine auffallende Unzufriedenheit, ohne jedoch diese in Worten laut werden zu lassen.

Den obersten Platz eines länglichen Tisches

nahm ein schon bejahrter Mann von wohlgenährtem Aussehen ein. Er hatte ein rundes, zufriedenes Gesicht, in dessen Zügen sich eine gewisse Würde etwas plump ablagerte. Seine schwarze Kleidung, das weiße, glatt um den Hals geschlungene Tuch und das schwarze Käppchen bezeichneten ihn als Geistlichen. Dieser in sich ruhige, selbstzufriedene und seiner Stellung zu Bürger und Bauer sich wohl bewußte Mann hielt in der linken grad' vor sich ausgestreckten Hand die neueste Zeitung, um sie Wort für Wort zu studieren, während er in abgezirkelten Pausen mit aufgeworfener Unterlippe einen dicken Rauchstrahl fast gradlienigt nach der Decke blies. Ihm zunächst sättigte ein junger Bürger, der nur einigemal in der Woche den Türken besuchte, seinen Hunger mit gebratenem Fleisch, trank einen Deckelkrug Bier dazu und schien für sonst nichts auf der Welt Sinn zu haben. Im dunkelsten Winkel des ohnehin düstern und von einer einzigen Lampe nicht hinlänglich erleuchteten Zimmers gewahrte man eine seltsame Figur schattenartig hin- und her fahren. Es war ein langer, sehr hagerer Mann, in ganz schwarzer Kleidung von grobem Tuch und völlig veraltetem Schnitt. Er trug kurze

Beinkleider, die dicht unter dem Knie mit ledernen Riemchen befestigt waren, schwarze, wollene Strümpfe und starke rindslederne Schuhe mit großen silbernen Schnallen. Vor ihm neben dem Bierglase lag ein dreieckiger, von Alter und Wetterschaden röthlich angelaufener Filzhut nebst einem vielgebrauchten Gesangbuche, an der Wand lehnte ein sehr langer Rohrstock mit blitzendem Silberknopf.

„Schön guten Abend, Herr Knickeberg!" sprach jetzt der Wirth mit weicher, freundlicher Stimme zu einem hastig eintretenden, stattlichen Manne mit windrothem, strengen Gesicht, und lüftete mit leichtem Ruck sein Käppchen. „Befehlen Sie Ihr Pfeifchen?"

„Vorerst einen kleinen Rum," erwiederte der Angeredete barsch, ohne zu danken, „ich bin echauffirt." Er trat an den Tisch, den der Geistliche eingenommen hatte, legte sein spanisches Rohr in die Ecke und stülpte den viel getragenen, hie und da schon schadhaft werdenden Hut darauf. Dann nahm er gelassen seinen Platz neben dem Geistlichen ein, rückte den Sessel so, daß er ihn rückwärts halb überkippen konnte und lehnte sich so, halb sitzend halb liegend, gegen die wachstuchbeschlagene

Wand. Darauf sprach er erst zu seinem Nachbar: „Guten Abend, Herr Pastor."

„Guten Abend, Werthester," versetzte dieser, legte die Zeitung auf den Tisch und blies einen dicken, meisterhaft graden Rauchstrahl in die Luft. „Hm, hm! Was doch für Dinge draußen in der Welt passiren! Und die Engländer — ist das eine curiose Nation! Hm, hm!"

„Heut zu Tage sind die Engländer nicht allein curios, oder närrisch, oder was Sie sonst für einen Ausdruck dafür haben, Herr Pastor," erwiederte der Gutsbesitzer Knickeberg schnell, „auch die Deutschen können's!"

„O, mein Werthester," entgegnete mit belehrender Ruhe Pastor Pfnorr, „was die Deutschen anbelangt, so hat man ihnen von Uralters her eine starke Dosis — will sagen Gabe, Fähigkeit — zu allerhand excentrischen Sonderbarkeiten zugestanden. Aber, lieber Freund, der Deutsche hat auch in seinen Curiositäten und Charakterwunderlichkeiten immerdar noch einen Hang zur Bescheidenheit, dagegen das englische Volk seinen ungemessenen Stolz auf jegliche curiose Idee pfropft und dadurch als maßloser Narr sich der Welt darstellt!"

„Meinetwegen soll ganz England ein Treibhaus für Narren werden," versetzte Knickeberg, „könnte ich mir nur die Narrheit vom Leibe und außer dem Hause halten. Meinen Pfiff, Herr Wirth!"

„Ja, gleich!" sagte Habegeld mit göttlicher Ruhe, schloß ein Wandschränkchen auf und nahm eine braungerauchte Thonpfeife heraus, die er gravitätisch dem Gutsbesitzer darreichte.

„Aber wa — was ist Ihnen denn begegnet?" fragte Pastor Pfnorr, seinen Nachbar mit theilnehmendem Blicke musternd. „Sie sind ja ganz aus gewohnter Contenance gekommen, ganz aufgeregt, so zu sagen inflammirt! Hm, hm! Und dazu trinken Sie den starken Rum!"

„Schlägt nieder! Ich habe Aerger gehabt, werde ihn noch lange haben — bis an mein Grab!" entgegnete Knickeberg. „Glauben Sie mir, Herr Pastor, wer Kinder hat, der ist geplagt und geschunden ohn' Aufhören! Danken Sie Gott, daß Sie keine Kinder haben!"

„Ja, ja, Sie haben Recht," sagte Pastor Pfnorr, „nur, hm, nur sollte ich meinen, der Himmel hätte Sie mit recht gut gearteten Nach-

kommen absonderlich gesegnet. Dero ältesten Herren Söhne sind angesessen, gut verheirathet, nähren sich, machen keinen Unfug in Staat und Kirche, Cölestine ist das gesittetste, wohlgezogenste Mädchen, das ich kenne, und Ihr Theobald" —

„Ist ein Strick!" fiel Knickeberg ein.

„Hm!" brummte Pfnorr und blies eine Rauchstange nach der Decke. „Wo hapert's denn wieder, mein Werther? Es hatte ja doch vor Kurzem den Anschein, als seien Sie recht wohl mit dem — mit ihm zufrieden."

„Ja, lerne Einer die Mucken seiner Kinder aus!" versetzte Knickeberg und hielt dem armen Burschen auf der Ofenbank die Pfeife hin, damit er sie anbrenne. „Sie wissen, was mir der saubere Schlingel von Kindes Beinen an für Noth gemacht hat. Als kleiner Junge war er immer krank und pinselig, man mußte Nachsicht haben mit der Purpe, wenn mir auch unzählige Male die Galle überlief. Die Mutter hätschelte und pimpelte an dem Jungen herum und hatte sich in seine Augen vergafft, die nun freilich ganz anders aussahen, als die anderer ehrlicher Leute, und die Schwester war im Stande, sich für den Bruder prügeln zu lassen, wenn er

eine Dummheit gemacht hatte. Na, und die Dummheiten — nein ich mag nicht dran denken — der ganze Kerl, so dick und lang er ist, ist eine vollendete, ausgewachsene Dummheit! Gott verzeih' mir die Sünde!"

„Hm, hm!" brummte Pfnorr. „Sie alteriren sich, lieber Freund, und thun sich und Ihrem Herrn Sohne in der Hitze wohl Unrecht."

„Aber, lieber Herr Pastor," fuhr der Gutsbesitzer fort, „ich weiß nicht, wie Sie mir heut vorkommen! Haben Sie denn ganz und gar die Narrheiten Theobalds vergessen und den Aerger, den er auch Ihnen und Ihren Herren Amtsbrüdern oft genug bereitet hat? Erinnern Sie sich denn gar nicht mehr seiner vermaledeiten Schulstreiche, seiner Narrenidee vom blauen Leben und anderer Verrücktheiten?"

„Doch, doch! Wie sollte ich nicht?" versetzte Pfnorr. „Allein sein nachmaliges hoffnungsvolles Auftreten, das Erwachen seines klugen Geistes, der nur, so zu sagen, unter der Pelzmütze geschlummert, hat mich alle Jugendthorheiten vergessen lassen. Ich freue mich schon, wenn er un-

ter meiner Obhut zum ersten Male die Kanzel betreten wird."

„Genug!" unterbrach Knickeberg den Geistlichen. „Auf diese Freude hin kaufen Sie sich um des Himmels Willen noch kein Glas Wein. Der Junge hat umgesattelt!"

Pfnorr ließ die Pfeiffe sinken, über seine halb offenen Lippen fiel der Rauch in dicken Wirbeln und kräuselndem Gewölk abwärts, und entfaltete erst später seine bläulich=grauen Schwingen. „Was Sie sagen! Um — umgesattelt?" stotterte er erschrocken. „Theobald umgesattelt!"

„Ja doch, ja!" betheuerte Knickeberg. „Ein Thunichtgut ist er geboren, gewesen, will er sein und wird er bleiben bis an sein seliges oder unseliges Ende. Basta!"

„Und von wem wissen Sie?" —

„Er selbst hat es mir geschrieben. So eben habe ich den saubern Brief bekommen. Die Mutter seufzt, die Schwester greint, ich fluche. Das ist die ganze prächtige Geschichte, und nun sagen Sie noch, daß Kinder ein Segen Gottes sind! Ja, wenn man sie sich nach seinen Gedanken zuschnitzen könnte! Aber da denkt und sorgt und

macht Pläne, wie Ihr wollt, wird so ein Lotterjunge erst mündig, rietsch, aus ist die ganze Planmacherei! Da wird von „zeitgemäßem Wirken," von „geistig würdiger Lebensstellung," von „großem Drange" vom Hange und Stange und Strange gesprochen, der eigene Kopf aufgesetzt, und nun Alter, mache was Du willst! Gräme Dich, bitte, schimpfe, seufze, kriege graue Haare — hilft Alles nicht! Die Jugend hat Recht, heißt es, und die Alten müssen sich fügen, so oder so! Aber poche Du nur auf Deine Jugend, der alte Knickeberg wird auf seine Erfahrungen pochen!"

„Mein Freund," sagte der bedächtige Pfnorr, „Sie haben sehr Recht. Unsere Jugend taugt nicht viel, die Zeit aber noch weit weniger. Und dieses ist ein Grund, weshalb man Nachsicht mit den Irrthümern der Jugend haben muß."

„O ja, wenn's kein Geld kostete," fiel der Gutsbesitzer dem Pastor in's Wort. „Aber da liegt der Hase im Pfeffer! Und wenn man erst sieht, daß die schönen blanken Thaler umsonst hinausgeworfen sind, dann will denn doch der Geduldsfaden reißen. Himmel, was hat mich der Junge schon für Geld gekostet! Auf Alles verfiel er,

Alles wollte er lernen, und wenn er mitten drin war, das Zeug im rechten Gange und ich denke, es soll endlich einmal ein Ende nehmen, seht, da dreht er sich um, wie der Wind im Frühjahr, wirft Alles beiseit' und fängt wieder 'was Neues an! Soll denn ein Vater von gradem Sinn und gesundem Verstande solch Narrenwesen nicht satt kriegen?"

„Es ist wohl begreiflich," sagte Pfnorr. „Und was gedenkt der Herr Wendehals von Sohn anjetzo anzufangen?"

„Daraus wird eben kein vernünftiger Mensch klug," eiferte der erhitzte Gutsbesitzer fort, tapfer rauchend und trinkend. „Die freien Künste, schreibt er, wolle er studieren, weis aber nicht, ob er darunter die Kunst zu betteln oder zu stehlen versteht. Irgend etwas dem Aehnliches wird es aber wohl sein."

„Darin irren Sie, mein werther, betrübter Freund," entgegnete Pfnorr. „Es sind dies vielmehr die schönen Künste, Poesie, Musik, Tanz und —"

„Was?" rief erzürnt der Gutsbesitzer dazwischen. „Das alberne Zeug? Nein, da muß ich

wirklich unsern Herrgott bitten, daß er den Thoren in seinen besondern Schutz nehme; denn damit ist er ja glücklich wieder auf seine blauen Jugendgedanken kommen, vor denen uns alle Heiligen bewahren wollen!"

„Hm, hm!" brummte Pastor Pfnorr, lüftete sein Käppchen, stopfte sich eine neue Pfeife und winkte dem Burschen, ihm Feuer zu bringen. Dieser that es, still und gelassen, wie Alles, was von ihm gefordert wurde. Als des Pastors Pfeife brannte, fragte dieser den Burschen, wie es ihm bei Habegeld gefalle."

„Gut," antwortete der Bursche. „Wer nichts besitzt, hat nichts zu fordern."

„Wohl gesprochen, mein Sohn! Solches kann Dir zum Segen gereichen und wird Dich nicht unzufrieden machen mit dem Loose, das Dir gefallen ist."

Der Bursche schien diese triviale Bemerkung des Pfarrers überhört zu haben. Er beugte sich zu ihm und fragte leise: „Glauben Sie, daß Herr Theobald glücklich ist?"

„Glücklich?" wiederholte Pfnorr verwundert, und nach einer Pause setzte er hinzu: „Glücklich ist

nur, wer seine Pflicht thut, da nun Theobald gegen seine Pflicht gehandelt hat, so verdient er nicht glücklich zu sein."

„Herr Theobald ist aber wohlthätig und mildherzig," fuhr der arme Bursche fort, „er gibt dem Armen seinen letzten Pfennig, hat für jeden Nothleidenden ein tröstendes, linderndes Wort und ist gegen Jedermann gefällig. Heißt das gegen Pflicht und Gewissen handeln?"

Pastor Pfnorr summte einige Hm's und sah den ernsthaften Burschen, dessen Stimme seltsam bewegt klang, mit sonderbaren Augen an.

„Nun, Herr Pastor," wandte sich der Gutsbesitzer wieder zu Pfnorr, „was haben Sie jetzt für Rath zu geben? Dazumal, wissen Sie, als der Junge noch ein rechter ordinairer Junge war, dazumal gab ich ihn nach Ihrem Vorschlag auf die gelehrte Schule. Freilich wurd' ich dadurch die Schererei im Hause los, aber, du lieber Gott, was hat mich der Bengel trotz dem in der Entfernung geärgert, was für Geld hat er mich gekostet! Jetzt hab' ich's satt, jetzt will ich, da Sie noch immer schweigen, Ihnen sagen, was der ehr-

liche, ungelehrte Gutsbesitzer Knickeberg mit einem gelehrten Firlefanz zu thun gedenkt."

Der ärgerliche Mann hielt inne, Pfnorr brummte unverständlich vor sich hin und ließ rasch hinter einander ein Paar Dampfstrahlen über seine Nasenspitze in die Luft aufsteigen. „Fünfzig Thaler schicke ich dem Jungen," sprach Knickeberg weiter und schlug dabei auf den Tisch, daß die Gläser zu einem Contretanz antraten, „und dann enterb' ich den Rangen, und kein Jemand und Niemand soll mir ein Wort drein reden oder —" Er sah auf und bemerkte, daß sich der alte Habegeld eine neue Cigarre anzündete.

„Acht Uhr vorbei?" fragte er gleichgiltig.

„Es hat eben ausgehoben," erwiederte der Wirth, schlug den Spahn am Ofen aus und ging, eine Hand auf den Rücken legend, etwas rascher als gewöhnlich nach dem Tische, wo der junge Bürger saß, dessen wiederholtes Deckelgeklapper ihn zu sich rief.

Gotthold legte seine weiße, kleine Hand auf den Arm des Gutsbesitzers und sprach, den heftigen Mann stolz und fast trotzig ansehend: „Das werden sie gewiß nicht thun, Herr Knickeberg. Ihr

Sohn ist gut, aber er paßt nicht unter die gewöhnlichen Menschen. Theobald geht immer mit guten Geistern um, wenn er, wie die Leute sagen, einen dummen Streich macht, und darum werden Sie ihm vergeben und seine Straße ziehen lassen."

„Die soll er auch ziehen," versetzte Knickeberg, „aber sage mir doch, Gotthold, was Dich der ganze jammervolle Handel angeht?"

„Ihre Worte schmerzen mich," sagte Gotthold, „und weil ich Theobald kenne nnd seine Schwester auch, und ich weiß, wie schrecklich die Armuth ist, deshalb bitte ich für ihn."

Knickeberg schüttelte den Kopf, Gotthold zündete einige Spähne an, um mehrere unterdeß angekommene Gäste zu bedienen, und setzte sich dann wieder an seinen versteckten Platz am Ofen.

„Ist das Ihr vollkommener Ernst?" fragte Pfnorr.

„Ja," sagte der Gutsbesitzer entschieden. „Ich will jetzt aus einem andern Tone mit dem jungen Herren reden, ihm ganz und gar den Willen thun und ihn sich selbst überlassen. Er mag sehen, wie weit er mit seinen freien Künsten kommt! Drückt ihn dann die Noth an's Herz, sieht er ein, daß

er ein Esel gewesen ist und schlägt er in sich also, daß er mir gelobt, ein brauchbarer Mensch zu werden, dann will ich ihn mit Freuden wieder in mein Haus aufnehmen. Er kann die Landwirthschaft bei mir lernen, eine gesunde, einträgliche und nützliche Beschäftigung, und meines Dafürhaltens die urälteste Kunst auf Erden."

„Sie sprechen wie ein christlicher Vater, Gott lohn' es Ihnen," sagte Pfnorr und reichte dem alten Freunde gerührt die Hand. Beide ließen sich ihre Deckelkrüge nochmals füllen. —

Ein leiser Wortwechsel, der sich unterdeß zwischen Habegeld und dem jungen Bürger entsponnen hatte, ward jetzt immer lauter, so daß die übrigen Gäste darauf merkten.

„Ich begreife Ihre Bedenklichkeiten nicht, Herr Habegeld," sprach der Bürger mit einem Anflug von Entrüstung. „Sie kennen mich, wissen, daß ich ein einträgliches Geschäft betreibe, daß ich aller zwei Tage fast regelmäßig um diese Stunde bei Ihnen eine Herzstärkung zu mir nehme und wollen mir, da ich durch Zufall meinen Beutel vergessen habe, die lumpigen Paar Groschen nicht bor-

gen? Was zum Henker ist Ihnen denn in's Gehirn gefahren?"

„Ein ordentlicher Mann vergißt seinen Geldbeutel nicht," versetzte Habegeld trocken. „Ich habe ihn nie vergessen, vergesse überhaupt nichts, was zur Ordnung gehört, und will, daß, wer mit mir zu thun hat, es eben so mache."

„Nun so lassen Sie mich gehen," sagte der Bürger. „Wenn Ihnen so viel an den Paar Groschen gelegen ist, sollen Sie sie heut Abend noch haben."

„Ich brauche alle Tage Geld," versetzte Habegeld mit einem verzweifelten Gleichmuth. „Das ist's aber nicht, was mich veranlaßt, so mit Ihnen zu verfahren, sondern der Verstoß gegen meine Hausordnung. Ich borge nicht, borge Niemand, nicht einmal meinem Sohne. Ich habe nie geborgt die neunundfünfzig Jahre her, die ich nun wirthschafte, und will es auch in meinen alten Tage nicht erst anfangen. Darum bezahlen Sie, und haben Sie nichts bei sich, so geben Sie meinem Burschen ein Trinkgeld und lassen Sie sich Ihren Beutel aus Ihrer Behausung holen. Eher kommen Sie nicht

über die Schwelle, darauf können Sie sich verlassen."

Der junge Bürger war über diese originelle Consequenz des alten Mannes so erstaunt, daß seine Entrüstung einer unaufhaltsamen Lachlust Platz machte. „Das ist wahrhaftig neu," sprach er, „wenn's aber nicht anders sein kann, so mag der arme Bursche sich durch Ihre Hartnäckigkeit eben so viel verdienen, als die ganze Zeche beträgt."

„Das wäre Verschwendung," antwortete Habegeld. „Sechs Pfennige sind viel Geld für den Burschen, ich an Ihrer Stelle gäbe ihm nur vier. Wer nicht haushält, kommt zu nichts, und ich sage Ihnen nochmals, man braucht alle Tage Geld."

Gotthold, der diesem Gespräch mit kaum verhaltener moralischer Entrüstung zugehört hatte, wollte sich eben nach der Wohnung des Bürgers erkundigen, als der hagere Fremde in Schwarz aus seinem Winkel trat, sein weißes, ehrwürdiges Haupt mit dem gewaltigen Dreimaster bedeckt.

„Wie viel beträgt die Zeche des Herren da?" fragte er den Wirth, die Worte hastig hervorstoßend und mit seinen hellblauen, frommen Augen den alten Geizhals fast durchbohrend.

„Fünf Groschen," versetzte Habegeld. „Wozu willst Du's denn wissen, Leichenstephan?"

„Weil ich's bezahlen will, um dem armen Verfolgten nicht in das rauhe Wetter hinauszujagen," versetzte der hagere Schwarze.

„Mir ganz recht, sagte Habegeld, das Geld in Empfang nehmend und genau besichtigend. „Wo kommst Du denn her, Stephan? Wem hast Du das letzte Geleit gegeben?"

„Drüben von Moosdorf. Die jüngste Tochter des Hofebauers Seiberling wurde begraben. Sie war Braut, der Pastor hat ihr eine prächtige Leichenrede gehalten. Gute Nacht."

„Nimm Dir Zeit, Stephan, damit Du nicht fällst," warnte Habegeld. „Die Nacht ist finster und Du bist auch nicht mehr der Stattlichste auf den Beinen."

„Wie's kommt," sagte Stephan. „Wenn ich alle Tage meine drei, vier Stunden herumgehe oder eben so lange mit der Schaufel handthiere, spüre ich keine Abnahme der Kräfte, bin ich aber ein Paar Tage zu Hause gewesen und will dann wieder hinaus, da schlagen mir die Füße fehl, und ich schieße auch manchmal eine Lerche. Aber Gott der Herr sei gepriesen, ich thu' mir niemalen Schaden, ich

prasseIe nur so leicht hin auf's Erdreich. Gute Nacht."

Gotthold ergriff ein Licht, um dem alten Mann durch den Flur zu leuchten, der mit unsichern, kleinen, aber schnellen Schritten über die Stube humpelte. Auf der Schwelle drückte er dem Knaben etwas in die Hand, was dieser mit einem dankbaren, thränenfeuchten Blicke empfing. Der Bürger folgte murrend seinem unerwarteten Helfer, um ihm eine Strecke das Geleit zu geben.

„Da sehen Sie zwei Narren, meine werthen Gäste," sprach Habegeld lächelnd zu den Zurückbleibenden. „Der halblahme Leichenstephan kann kaum kriechen und doch läuft er vier Stunden in der Runde zu allen Beerdigungen, als könne ein Gestorbener ohne ihm nicht ruhig im Grabe bleiben. Der Mann ist seelengut, aber kindisch; mich wundert nur, daß die Obrigkeit ihn noch bei seinem Todtengräberamte läßt. Und so ein junger Herr denkt, wenn er ein Paar Kunden hat, man müsse ihm gleich Credit geben! Neuerungen, die nichts taugen! Ich weiß wohl, daß ich bei dem nichs zu besorgen habe, aber creditire ich Einem, so kann ich's einem Andern auch nicht verweigern. Das geht

dann fort, greift immer mehr um sich, und ich bringe zuletzt mich und meine Gäste in Verlegenheit. Mögen Andere thun, was ihnen beliebt, ich verharre bei meiner Ordnung, selbst wenn man mich geizig und grob nennt. Was grob ist, hält gut, ein ordentlicher Wirth macht ordentliche Gäste. Er hat gar viel auf seinem Gewissen, mehr oft, als ein Pfarrer! Denn sehen Sie," fuhr Habegeld bedachtsam fort, indem er an Pfnorrs Seite einen Stuhl schob, „ich denke so: Ein guter Wirth soll seine Gäste speisen und tränken nach Recht und Billigkeit, er soll dabei auf einen erlaubten Profit achten, seine Gäste aber nicht zur Unmäßigkeit verleiten, aus denen gar viele andere Uebel und wohl gar Verbrechen entspringen. Denn wenn der Mensch zu viel trinkt und ißt, so steigt ihm der überflüssige Dunst zu Kopfe und trübt ihm's freie, gesunde Denken. Er kann also leichtlich eine Thorheit begehen, was man ja allerwegen sieht und hört. Und nachmalen rumort das viele Getränk dem Menschen auch in Blut und Nerven, verführt ihn zur Völlerei und anderer Untugend, und macht ihn zuletzt zum entschiedenen Vieh. Ehe es jedoch dahin kommt, stürzt es ihn gemeiniglich in Schulden und andere

Verlegenheiten. Daraus folgt, daß ein williger Wirth den Menschen leiblich und geistig verderben kann und dabei selbst doch auch auf keinen grünen Zweig kommt, wenn er's gleich nur des mehreren Verdienstes wegen thut."

Pfnorr hatte dem alten Manne ganz erstaunt zugehört, denn es war etwas Seltenes, daß Habegeld eine so lange zusammenhängende Rede verlauten ließ.

„Brav, brav!" sagte der Pastor und wiegte wohlgefällig=würdevoll sein Haupt in der ambrosischen Rauchatmosphäre, die einem steifen Nebel gleich im Zimmer stand.

„Darum billige ich auch im Allgemeinen Ihren Entschluß, Herr Knickeberg," fuhr der Wirth fort, „obwohl mich fremde Angelegenheiten nichts angehen. Nur verfahren Sie nicht zu streng, mein werther, lieber Gast, denn Jugend hat einmal nicht Tugend, und bindet man ihr den Brodkorb zu hoch, so kommt es auch vor, daß sie ihn gewaltsam herabreißt und auf und davon rennt."

„Sie sprechen ganz meine Ansicht aus," stimmte Pastor Pfnorr dem Schenkwirth bei, der Gutsbesitzer aber legte die Pfeife auf den Tisch, be=

zahlte seine Zeche und sagte im Fortgehen zu Habegeld: „Bei mir zu Lande ist es Sitte, daß ein Dritter erst nach begehrtem Rathe seine Weisheit auskramt."

„Aber so warten Sie doch, mein Werthester," rief Pfnorr dem Gutsbesitzer nach. „Ich gehe ja auch mit, haben wir doch einen Weg!"

„Schön gute Nacht, meine Herren! Kommen Sie recht bald wieder," rief ihnen Habegeld nach, indem er das Käppchen abnahm und der derben Zurechtweisung Knickebergs gar nicht achtete.



Zweites Kapitel.

Vermöge der Hausordnung, die man im Türken befolgte, und die selbst von den Gästen stillschweigend und ohne Murren anerkannt wurde, hatten sich auch die letzten Zecher noch vor zehn Uhr entfernt. Mit der ihm eigenen stoischen Ruhe schloß nun Habegeld die Fensterladen, schob bedächtig die Riegel vor und zog zuletzt die Schrankuhr auf, wobei er auf einen Stuhl steigen mußte. Diesen Augenblick wartete sein Sohn unthätig ab, indem er bis dahin unbeweglich unter der von der Zimmerdecke herabhängenden Lampe, die Hände auf dem Rücken und die glotzenden Augen unverwandt auf die Zeiger der Uhr gerichtet, stehen blieb. Denn bevor Habegeld die Uhr aufzog, nestelte er die

Schnur von der Wand, an welcher die Lampe hing, und während nun der Alte sein Geschäft mechanisch verrichtete, löschte der Junge die Lampe aus und reichte dem Vater die Schnur wieder hinauf, damit er sie an dem bestimmten Haken fest schlingen könne. Gotthold hatte inzwischen die leeren Gläser von den Tischen zu entfernen, diese selbst zu säubern und die Becher mit den Spähnchen ihrer Nummerzahl nach auf dem obersten Rande des Schenktisches aufzustellen.

Diese kleinen Geschäfte wurden regelmäßig jeden Abend in unveränderter Reihenfolge verrichtet. Es bedurfte dazu weder eines Wortes noch eines Winkes, und wirklich sprach auch Niemand von den Dreien. Nur wenn Vater Habegeld den Uhrschlüssel in's Gehäuse legte und sein Sohn ihm die Lampenschnur hinauflangte, pflegte meistentheils folgendes Zwiegespräch geführt zu werden.

„Hoch genug?" fragte Max Habegeld.

„Noch einen Zoll," antwortete der Vater, worauf der Sohn ein wenig an der Schnur rückte, ehe er sie in des Vaters Hände legte. Dann setzte er noch hinzu: „Schon ganz?"

„Noch zehn Minuten," versetzte der Alte, stieg vom Stuhle und steckte das Schlüsselbund zu sich, während Max das einzige noch brennende Licht ergriff und an die Thür trat, um sie dem voraus-schreitenden Vater zu öffnen.

Dieser stieg dann, von dem nachleuchtenden Sohne gefolgt, die Treppe hinan, und obgleich auf diese Weise die Stiege nur unsicher beleuchtet ward, trat doch in der einmal hergebrachten Ordnung keine Aenderung ein.

Dem zurückbleibenden Gotthold ward kein Licht verstattet. Ihm war ein Verschlag unter der Treppe, worin man altes Hausgeräthe aufzubewahren pflegte, als Schlafstelle angewiesen, und diese Spelunke konnte der arme Bursche auch ohne Licht finden. Ein Bett hatte der Verlassene nicht, nur ein dünner, zerlöcherter Strohsack und eine alte Matratze, an deren besten Säften die Motten schon ein Halbjahrzehnt gesaugt haben mochten, diente ihm zur Decke. Diese armselige Lagerstatt suchte Gotthold alle Abende unverdrossen auf und erfreute sich, müde, wie er war, in der Regel eines ungestörten, erquickenden Schlummers. Da es zuweilen vorkam, daß einige Fremde ausnahmsweise im Türken lo-

girten und man auf diese die hergebrachte Hausordnung nicht wohl anwenden konnte, so empfing Gotthold den Auftrag, den später Heimkehrenden zu öffnen. Zu diesem Behufe hing der Hausschlüssel zu Häupten seines Lagers.

Bis heute hatte Gotthold noch nie gegen die pedantischen Einrichtungen Habegelds gesündigt. Innerlich empörte ihn zwar dieses gedankenlose, alles Schwunges, aller Aufregung ermangelnde Hinleben, sich aber dagegen aufzulehnen, hatte er kein Recht. Auch durfte er sich nicht über harte Behandlung beklagen. Habegeld hielt auch in dieser Beziehung auf strenge Ordnung. Er zankte nicht mit seinen Dienstboten und Untergebenen, lieber schickte er sie, war er nicht mit ihnen zufrieden, sogleich aus dem Hause. Gottholds stilles, ernstes, willfähriges Wesen gefiel ihm, denn daß der Bursche seine Geschäfte mit einem seine Seele empörenden Widerwillen vollzog, sah und fühlte der für Seelenregungen unzugängliche Mann nicht. Gotthold litt daher äußerlich keine Noth, die Kost Habegelds war nahrhaft, und an Trank fielen die Ueberbleibsel der Gäste für ihn ab. Aus diesem Grunde harrte er ohne Murren bei dem ordnungsliebenden Wirthe aus, bewachte

redlich sein Haus und erwarb sich seine Zufriedenheit, wie sein Vertrauen.

Heute aber suchte Gotthold seine ärmliche Lagerstätte nicht. Er schlich sich lauschend die Treppe hinauf bis an die Kammer seines Herrn, horchte, ob sich noch Jemand darin rege, und als er gewiß sein konnte, daß sowohl Vater als Sohn auf beiden Ohren schliefen, schlüpfte er eben so leise die Treppe wieder hinab. Tappend erreichte er den Verschlag. Hier setzte er sich auf den Strohsack, zog seine schadhaften Schuhe wieder an und schnürte sie um die Knöchel fest. Eine alte Kappe band er sich unter dem Kinn auf den Kopf und langte den Hausschlüssel vom Nagel. Mehr gleitend als gehend, um jedes Geräusch zu vermeiden, näherte sich Gotthold der Hausthür, öffnete sie, zog den Schlüssel ab und verschloß sie wieder sorgsam von Außen.

Ein rauher Wind schlug ihm entgegen. Schwarze Wolkenmassen flogen über die düstern Häuserreihen hin und entluden sich von Zeit zu Zeit in Schnee- und Regenschauern. Gotthold knöpfte seine ihm um den Leib schlotternde Halblange zu, so gut es gehen wollte, und eilte mit schnellen Schritten die Gasse hinab, die von einzelnen nur durch Gärten

mit einander verbundenen Gebäuden gebildet wurde. Er hätte seine Schritte gern beflügelt, denn die Heimlichkeit seiner Entfernung beunruhigte ihn, allein der heftige Wind, der ihm Schnee, Regen und feuchte Blätter gerade in's Gesicht trieb, hinderte ihn daran. Als er die letzten Häuser hinter sich hatte, ward die Luftströmung weniger auffällig, Gotthold begann also zu laufen, um das Ziel seines späten Ganges möglichst bald zu erreichen. Der Weg senkte sich in eine Schlucht hinab, aus der das Brausen eines angeschwollenen Flusses zu ihm drang. Diesen Weg flog der eilende Knabe leicht und sicher hinunter, rannte eine kurze Strecke an dem strudelnden Wasser fort und hüpfte furchtlos über einen schwanken Steg, der nur aus zwei neben einander liegenden Baumstämmen ohne Stütze bestand, und blos auf der einen Seite mit einer wacklichen Lehne versehen war. Die gefährliche Brücke schwankte unter den Tritten des hüpfenden Knaben so heftig, daß sie in eine regelmäßig sich hebende und senkende Bewegung kam und den Knaben, der wenig auf das Steigen und Fallen der Balken achtete, beinahe in den Fluß geschnellt hätte. Drüben stieg der Pfad wieder eine steile Lehne hinan, die mit niedrigem

Dorngestrüpp und einigen magern Tannen bewachsen war. Als Gottholb diese erstiegen hatte, sah er in dämmerndem Nebelgrau auf grünem Hügel die Spitze einer Kirche schimmern, und in weiterer Ferne am Fuß der anschwellenden Berge eine blitzende Reihe erleuchteter Fenster, über denen ein schmutzig rother Dunst wie über einer Brandstätte schwebte. Es war aber nur der geröthete Rauch, der über den hohen Schornsteinen einer durch Dampfmaschienen getriebenen Spinnfabrik fortzog.

Bei diesem Anblick stieß Gottholb einen lauten Seufzer aus. Sein Blick suchte unwillkürlich den Himmel, als lebe dort hinter den rollenden Wolken ein rettender Engel. Dann schweifte er wieder hinüber nach der Kirche, auf die jetzt ein bleicher Strahl des Mondes fiel, der hie und da durch einzelne Wolkenspalten die finstere Erde beleuchtete. Die Leichensteine erglänzten weiß, eine heisere Stimme erklang schrillend von dort her und ein Frostschauer rieselte über den Leib des Knaben.

„O mein Vater!“ sprach Gottholb, mit der Rückseite der Hand eine Thräne aus seinen Augen wischend, „wenn Du wüßtest, wie es Deinem Kinde erging, Du stiegest gewiß noch einmal aus Deinem

Grabe und zögst die Uebelthäter zur Strafe. Ruhe sanft und ruf' mich bald zu Dir, wenn Gott es zuläßt! Horch, der alte Stephan singt! Ihn ficht nichts an, weder Unwetter, noch Unglück. Sein frommer Sinn geleitet ihn sicher in seine Hütte!"

Während dieses Selbstgespräches war Gotthold dem erleuchteten Fabrikgebäude so nahe gekommen, daß er die einzelnen Fenster in der Trübe der Nacht erkennen konnte und die helle Lohe aus den weißen Schornsteinen der Hohöfen schlagen sah. Seitwärts rauschte ein Buchenwäldchen, in dem zuweilen ein mattes Licht schimmerte. Dorthin lenkte Gotthold jetzt seine Schritte auf einem in der Dunkelheit kaum sichtbaren Fußpfade. Das feuchte Laub rauschte unter seinen Füßen, die Nässe durchkältete ihn, er achtete aber nicht darauf. Bald hatte er das Wäldchen durchschritten, eine niedrige Hütte, durch einen Hügel gegen den Ostwind geschützt, lag vor ihm; daneben schimmerte unheimlich der graue Spiegel eines großen Teiches, in dessen Schilfgestäude der Wind schauerlich heulende und klagende Töne anschlug.

Gotthold sprang munter zur Hütte, öffnete die unverschlossene Thür und trat in das niedrige,

enge Stübchen. Auf der Ofenbank saß eine weibliche Gestalt, blaß, hager, von Leid und Noth abgezehrt, emsig mit Spinnen beschäftigt. Diese Frau hatte feine, regelmäßige Gesichtszüge, und ungeachtet der Verwüstungen, die Leiden aller Art in diesen angerichtet hatten, leuchteten doch noch immer unverkennbare Spuren früherer großer Schönheit daraus hervor. Sie war höchstens achtunddreißig Jahr alt. Als sie Gotthold erblickte, schrie sie auf vor Freude und Schreck, und stieß bei dem Versuche, dem späten Gaste entgegen zu springen, das Spinnrad um. Gotthold hob es auf und warf sich der Frau mit dem von freudigen Schluchzen halb erstickten Ausrufe: „O Mutter, meine Mutter!" an die Brust.

Lange hielten sich beide fest umschlungen. Die Thränen der Mutter mischten sich mit denen des Sohnes, und die Küsse beider schlürften diese mit wehmüthigem Lächeln.

„Gotthold, mein guter, lieber Sohn, wo kommst Du her in dieser Nacht, in solchem Wetter?" sprach die Mutter und betastete Stirn und Schläfe ihres Kindes mit zitternden Händen, als wolle sie sich dadurch von dessen Gesundheit und

wirklichem Dasein überzeugen. „Du bist ganz durchnäßt. Komm, setze Dich an den Ofen, das Feuer ist bald angeschürt. Ziehe den Rock aus und hülle Dich in meinen Mantel!" So nöthigte die Mutterliebe den Sohn mit sanfter Gewalt an den warmen Platz und hüllte den Frierenden selbst in das einzige warme Kleidungsstück, das sie besaß.

„Wie geht es Dir, beste Mutter?" fragte Gotthold, sein Auge niederschlagend und die zarten, weißen Hände der Spinnerin küssend. Er wagte nicht aufzublicken, denn er fürchtete die kummervollen Züge der Armen.

„Gut, mein Kind, gut!" erwiederte die Frau mit gepreßter Stimme, setzte sich neben den Sohn und schlang ihren Arm fest um den vor Frost Zitternden. „Aber sprich, Gotthold, was treibt Dich so spät den weiten Weg zu mir? Du bist doch nicht fortgelaufen?"

„Das bin ich freilich, liebe Mutter," versetzte Gotthold, „aber ich kehre schon wieder zurück." Und fest die Mutter an sich drückend, legte er schmeichelnd sein Haupt an ihren Busen. „Es sind vier lange Wochen, daß ich Dich nicht mehr gesehen habe," fuhr er fort, „und jetzt im Winter, wo

die Zahl der Gäste bei Habegeld zunimmt, ist auf lange hin keine Aussicht auf eine Freistunde. Da bin ich nun heimlich fortgeschlüpft in diesem stürmischen Wetter, wo Niemand an so etwas denkt. Die Sehnsucht nach Dir, theure Mutter, ließ mich nicht mehr schlafen, die Nachrichten Leichenstephans lauten immer so traurig, und da er mir heut Abend bekannte, daß Du die Nächte hindurch spönnest, um nur das tägliche Brod zu haben, da litt es mich nicht mehr!"

„Liebes, treues Kind," stammelte die Mutter gerührt und umarmte den Sohn fester und inniger. Und wie bist Du mit Deiner gedrückten Lage zufrieden?"

„Wohl, sehr wohl," erwiederte Gotthold und machte sich sanft aus den Armen der Mutter los. Ein glückliches Lächeln überglänzte die freie Stirn, sein Auge strahlte begeistert. Er sprang auf, lief zum fichtenen Tisch, wo die Lampe düster brannte und winkte der Mutter, ihm zu folgen. „Siehst Du," fuhr er fort, „ich bringe Dir hier die Ersparnisse meines kleinen Verdienstes, kaufe Dir dafür Holz, gute Mutter und kräftige Nahrung; und nicht wahr, Du versprichst mir, die

Nächte hindurch nicht mehr zu spinnen? Sieh nur in den Spiegel, deine schönen Augen wollen sich entzünden und der Mangel an Schlaf legt traurige Falten auf Deine helle, klare Stirn." Unter Thränen und Lächeln drückte er seine Lippen auf die Stirn der Mutter, während er einen kleinen Beutel mit Geld in ihre Hand schob.

Ein Wetteifer und Kampf der Zärtlichkeit, der Mutter- und Kindesliebe entspann sich nun zwischen diesen beiden edlen Herzen, der eben so rührend als erhaben war.

„Gotthold, Du hast ja selbst kaum das Nöthigste," sagte die Mutter unter Schluchzen. „Behalte Deine Ersparnisse, wenn Du mich liebst. Ich brauche nichts, ich habe Holz genug, und Licht und Nahrung und Alles."

Die letzten Worte wurden von strömenden Thränen halb verschlungen.

„Nimm, liebste, beste Mutter, nimm!" bat Gotthold, den Beutel der Mutter in den Busen schiebend. „Es ist so wenig, und wie viel hast Du mir gegeben! Du hast mich genährt, gegängelt, erzogen, Du hast bei mir gewacht, wenn ich krank war, und das Alles, ohne dafür von mir Dank zu

erhalten. Sieh, nun bin ich groß und stark geworden, ich kann schon 'was verdienen und Dich unterstützen."

„Du frierst aber, Gotthold, und Deine Schuhe sind schadhaft."

„Im Gehen erwärme ich mich bald wieder, und was die Schuhe betrifft, so bekomme ich zu Weihnachten ein Paar neue von meinem Herrn."

„Hast Du auch wirklich noch Geld zu Hause?" fragte die Mutter, dem Sohne forschend in die hellen Augen sehend.

„Ich bedarf sehr wenig," antwortete Gotthold.

„Wenn besuchst Du mich wieder?"

„Nicht vor dem Feste, doch auf Neujahr bring' ich Dir sicher ein liebes Geschenk."

„O Gotthold," rief die Mutter erschüttert. „Könntest Du selbst bei mir bleiben, dann wollte ich gern nichts mehr begehren! Das Schicksal oder die Habsucht undankbarer Menschen hat mir so viel geraubt, daß ich ja außer Dir und Gott im Himmel nichts mehr besitze. O Süßlich, Süßlich, wie kannst Du glücklich sein?"

Die arme Frau schlug ihr großes Auge betend zum Himmel auf, faltete die Hände über dem

Haupte des Sohnes und bewegte lange leis die Lippen. Dann küßte sie Gotthold nochmals auf die Stirn und sprach:

„Nun geh', mein gutes Kind, und nimm den Segen Deiner trauernden Mutter mit Dir. Ich danke Dir nicht mit Worten, denn wie möchte eine Mutter ihrem selbst darbenden Kinde für Gaben der Liebe danken! Ich bete für Dein Heil, Dein Glück, für Dein Herz und Deine edle Seele. Geh', geh', vergiß die Vergangenheit, verzeih' unsern Feinden und — hörst Du — sieh Dich nicht um nach den rauchenden Schornsteinen! Es thut nicht gut."

Gotthold gelobte, der Mutter zu folgen, und obwohl sie ihn fast gewaltsam zur Thür drängte, zog sie ihn doch immer wieder an ihr Herz, umarmte ihn auf's Neue und breitete wiederholt ihre Hände segnend über ihn aus. Als sich Gotthold endlich losriß, suchte sie die verschwindende Gestalt des eilig Laufenden noch lange hinter den wankenden Buchenstämmen festzuhalten. Seufzend trat sie zurück unter die Thür der Hütte. Im Teiche spiegelten sich die erleuchteten Fenster der Fabrik, blaue Irrlichter tanzten über dem Schilfe, in dem der Wind seine traurigen Lieder sang. Ein Ausdruck

des tiefsten Schmerzes legte sich auf das Gesicht der armen Frau.

„Sie spinnen immer," flüsterte sie, „spinnen Tag und Nacht seit die Dampfmaschinen im Gange sind, und zweihundert Menschen darben seitdem! Als Er noch lebte, da hatten sie Alle Brod, lebten glücklich, waren fromm — und jetzt, jetzt sitzen schon drei wegen Diebereien im Gefängniß! O warum, allmächtiger, gütiger Vater, warum hast Du mir das gethan! Mein Sohn ein Knecht und ich eine Bettlerin, die von des Sohnes Schweiße ihren Hunger stillt!" —

Sie ließ verzweiflungsvoll die Arme sinken, der Mond strahlte hell durch die zerreißenden Wolken und beleuchtete die arme Trauergestalt. Im Teiche malte der aus den Schornsteinen qualmende Rauch gespenstige Figuren, die bald in das Uferschilf schlüpften, bald, je nachdem der Wind sie bewegte, wie giftige Schlangen bis zu den Füßen der armen Spinnerin hinkrochen.

Drittes Kapitel.

Am andern Morgen fanden sich nur Frau und Tochter des Gutsbesitzers Knickeberg beim Frühstückstische ein. Dies war immer ein untrügliches Zeichen gestörter Eintracht, hätte man auch nicht in den betrübten Mienen der Hausfrau und dem ernsten Schweigen der Tochter etwas Unangenehmes lesen können. Bevor wir uns nach dem Grunde dieser Verstimmung erkundigen, wird es nöthig sein, unsere Leser mit diesen beiden Frauengestalten einigermaßen bekannt zu machen. Frau Adelheid war eine Frau von mittler Größe, etwa funfzig Jahre alt, doch konnte man sie wegen ihrer Rüstigkeit und ihres muntern Aussehens halber für bedeutend jünger halten. Ihr Auftreten machte durchaus einen wohl-

thuenden Eindruck, weil es feste Sitte, unzerstörbares Gottvertrauen und eine recht innige Zufriedenheit mit Allem, was ihr begegnen mochte, verrieth. Ihr stets heiteres, liebeklares Auge erweckte ein unbegrenztes Vertrauen, das ihr auch von den verschiedensten Individuen geschenkt wurde. Von der Welt und ihren Intriguen wußte sie wenig, ja sie hatte kaum einen Begriff davon, denn sie war nur wenige Meilen weit über die Grenzen ihres Wohnortes in die Welt gekommen. Adelheid's ganzes Verdienst bestand in ihrer unbescholtenen Tugend, ihrer strengen Rechtlichkeit, ihrem practischen Verstande, ihrer musterhaften Verwaltung des Hauswesens und in einer unbegrenzten Liebe zu ihrem Gatten, ihren Kindern. Cölestine war ein Mädchen von etwa einundzwanzig Jahren, schlank gewachsen, jugendlich frisch, aber selten fröhlich. Ihr Gesicht war nicht schön, ihrem Körper fehlte die weiche, rosige Fülle, die dem Mädchen das Bewußtsein lockenden Liebreizes gibt und es dadurch zu unschuldiger Koketterie auffordert. Dies war vielleicht schuld, daß Cölestine bei aller angeborener weiblicher Tournüre jungen Männern gegenüber befangen und kühl blieb, und dadurch meistentheils in Bei-

sein anderer Mädchen übersehen wurde. Cölestine besaß nur einen wirklichen körperlichen Reiz, ihre Augenbrauen. Diese hatten etwas wunderbar Verlockendes, indem sie sich über den großen, hellblauen, etwas vorstehenden Augen in zwei regelmäßigen Halbbogen gar anmuthig wölbten, und durch ihre dunkle Färbung die hohe Stirn gleichsam verklärten und dem helleren Haupthaar Glanz und Farbe verliehen. Cölestine besaß aber noch andere Vorzüge vor den meisten ihrer Schwestern voraus, auf die man nur wenig achtete. Sie war unermüdlich fleissig, wirthschaftlich, accurat bis zur Peinlichkeit und beinahe übertrieben reinlich. Sie hatte viel Verstand, aber nicht eigentlich Geist. Dafür wohnte in diesem Mädchen, das man wahrscheinlich nicht poetisch finden wird, eine ehrfurchtgebietende Charakterfestigkeit, und in dem keusch verhüllten Busen schlug ein Herz voll Redlichkeit, voll heißer, sonderbarer Liebe, voll der entschlossensten Aufopferung. Und dennoch sagte man diesem braven deutschen Mädchen oft nach, daß es neidisch, unhöflich, grob sei! Der Verlauf unserer Erzählung wird hoffentlich die Leser darüber aufklären und ihnen Cölestine lieb und werth machen.

„Will der Vater nicht zum Frühstück kommen?“ fragte Cölestine nach längerem Schweigen die oft heimlich vor sich hin seufzende Mutter. „Ich hab' ihn noch nicht einmal guten Morgen geboten.“

„Er schreibt,“ erwiederte Frau Adelheid. „Sobald er fertig sein wird, versprach er zu uns zu kommen.“

„An Theobald?“ fragte Cölestine kleinlaut.

„Ich glaube wohl,“ antwortete die Mutter eben so kurz.

Es trat wieder eine Pause ein, die nur durch das im Ofen knisternde Feuer und das Brummen und Sumseln einiger zudringlicher Fliegen unterbrochen wurde. Eine derselben wagte sich sehnsuchtsvoll zu nahe an den heißen Rahmkrug und mußte ihre Neugier mit dem Leben bezahlen. Cölestine nahm sie mit der Stricknadel heraus und sagte, mehr für sich, als zur Mutter: „Armes Ding! Es geht Dir wie den Menschen, wenn sie nach höherem Brod begierig sind.“

„Wie so?“ fragte die Mutter zerstreut, denn ihre Gedanken waren offenbar ganz wo anders.

„Theobald kommt mir, so unpassend und gewöhnlich das klingen mag, gerade wie so ein neugieriges Geschöpfchen vor,“ versetzte Cölestine. „Dort, wo es ihn hintreibt, warten seiner Gefahr und Untergang.“

„Eben deshalb sollte er Vernunft annehmen, und sich davon fern halten.“

„Ach Mutter,“ sagte Cölestine und ihr Auge glänzte seelenvoll unter den dunkeln hohen Brauen hervor, „das sagen wir immer, wenn unsere Nüchternheit die Begeisterung eines Andern nicht gutheißen kann oder will, sind wir aber etwa durch Liebe gefesselt, dann achten wir keiner noch so großen Gefahr. Der Tod, das grenzenloseste Elend, sicherer Untergang schreckt uns nicht. Wir folgen der Lockung unseres Herzens und fühlen uns, selbst wenn wir darin zu Grunde gehen, befriedigt, selig. Und warum sollten wir nicht? Das klare, heiße Herz behält doch Recht dem Verstande gegenüber, und würde gar oft weit mehr Glück stiften, wenn es nicht immer von jenem bevormundet, geängstigt und gepeinigt würde. So, liebe Mutter, fühle ich als Mädchen, dem die Welt des Ruhmes und der Ehre fern liegt, und da kann ich wohl begreifen,

wie dem armen Bruder manchmal zu Muthe sein mag!“

„Still, der Vater kommt,“ sagte die Mutter. Beide standen auf, um ihm entgegen zu gehen. Knickeberg, die Thonpfeife in der einen, einen beschriebenen Briefbogen in der andern Hand, trat mit einer sehr unfreundlichen Miene ein. Er ließ den Gruß der Tochter, der er mechanisch die Hand gab, unerwiedert, setzte sich ohne zu sprechen zwischen Mutter und Tochter und trank seinen Kaffee.

„Nun,“ sprach er endlich, „der Junge mag seinen Willen haben. Ich habe ihm väterlich, aber deutsch geantwortet, so daß er über meine Ansicht nicht in Zweifel bleiben kann, er müsse denn ein großer Dummrian sein. Beistimmen kann ich ihm nicht, weil es gegen mein Gewissen läuft, hindern will ich ihn auch nicht, denn er ist mündig, und wenn es fehl schlüge, müßte ich mir zuletzt noch Vorwürfe von ihm machen lassen. Da er aber so gewaltig auf seine Talente pocht, die ich freilich mein Tage nicht habe entdecken können, so laufe er hin und stoße sich die Hörner ab! Ich will mich genau an seine Worte halten: „Du sollst

mir ferner nichts zu meinem Fortkommen geben, mein Geist soll mein Brod sein." Was ihm gebührt, schließe ich bei, dann kümmere er sich; sollte es sich aber ereignen, daß das Manna der Erde, Geld, nicht für ihn vom Himmel fällt, dann — das hab' ich ihm gemeldet — lasse er sich nicht an meiner Schwelle sehen, er habe denn zuvor seine neumodischen Ideen abgelegt! Ich bin vielleicht zu dumm, um das Geschwätz über Kunst und solchen Firlefanz zu verstehen. Ich habe niemals etwas darin finden können, und will auf meine alten Tage nicht erst anfangen, mich dadurch zum „wahren Menschen," wie er's nennt, auszubilden. Na, das bischen wahre Menschheit möcht' ich schon beisammen sehen! Was zum Kuckuck soll denn aus Bürger und Bauer werden, die ich doch wahrhaftig nicht unter die Affen werfen mag, wenn sich diese Narren blos für wahre Menschen halten! Danke gehorsamst! Die Menschheit meines Großknechts ist mir lieber als die ganze —". Er murmelte die letzten Worte unverständlich in die Zähne und schob seiner Frau die Tasse zu neuer Füllung hin. „Habt Ihr noch 'was zu erinnern?" fragte er ziemlich barsch Mutter und Tochter zugleich.

„Ja, Vater,“ versetzte Cölestine entschlossen. „Versprich mir, dem Bruder nach Belieben schalten und walten zu lassen, ihm aber im Nothfalle ohne Murren oder Zurechtweisung Unterstützung angedeihen zu lassen, auch dann, und zwar grade recht, wenn er bei seinem Streben beharrt. Theobald ist ein ungewöhnlicher Mensch, und ungewöhnliche Menschen, liebster Vater, wollen eigenthümlich behandelt sein.“

Knickeberg hörte auf zu rauchen und setzte die Tasse bei dieser Rede seiner Tochter nieder.

„Ich glaube,“ sagte er bitter, „mein ganzes Haus wird äußerst ungewöhnlich. Eine erbäuliche Aussicht!“ Er trank die Tasse rasch aus und wollte aufstehen.

„Sei mir nicht böse, Vater,“ bat Cölestine, seine Hand ergreifend und ihn festhaltend. „Du mußt mir schon ein freies Wort für den Bruder verzeihen. Ich kenne ihn, kenne ihn besser, als irgend Jemand, und eben deshalb muß ich für ihn sprechen. Deine Lebenserfahrung möchte den Bruder leicht unglücklich machen. Theobald ist gut, sein einziger Fehler liegt darin, daß er die Welt mit andern Augen, als die Masse ansieht. Das ist ja

aber eben ein deutliches Zeichen seiner eigenthümlichen hohen Bestimmung."

„Hoch! Daß Dich! Höre, Mädel," fuhr Knickeberg auf, „mach' mir den Kopf nicht warm, oder —. Faselt mir das dumme Ding von „hoher Bestimmung 'was vor! Unsinn! Ich kenne keine hohe Bestimmung und habe meine Kinder niemals zu einer solchen bestimmt. Klein, redlich, brav, ehrlich, fleißig sollen sie bleiben. Das war mein Ziel, das ist bürgerlich und schickt sich für Euch. Das Wischiwaschi gehört für die vornehmen Müssiggänger! Aber ich weiß wohl, Ihr Beide während Eures blauen Lebens hattet immer einen sehr vornehmen Hang. Da ward mit Fürsten und Königen scharmutzirt und Brüderschaft gemacht, da gab es Kaiser, die Euch besuchten und Kronen verliehen, und was des Unsinns mehr war, den Theobald als Mährchen Dir gläubigen Gans vorschwatzte. Das steckt dem Jungen jetzt noch im Kopfe und bricht nun blos als ausgewachsener Wahnsinn heraus. Da sieht man, wohin die Phantasiewirthschaft führt, und wie vernünftig es ist, wenn man den baaren Unverstand der Jugend bei Zeiten mit der

Ruthe austreibt. Daß das nicht geschehen ist, daran bist Du Schuld, Adelheid!"

Cölestine lächelte über den Zorn des Vaters, der ihr fast komisch vorkam. Die Mutter schmeichelte dem Gatten mit Liebkosungen, um ihn wo möglich zu besänftigen.

„Du hast nun eben die schwarze Laune, Väterchen," erwiederte Cölestine. „Jener Jugendunsinn, wie Du ihn nennst, gehört doch zu meinen süßesten Erinnerungen, und ich wollte wetten, auch Theobald würde die seligen Täuschungen eines wonneberauschten Kindesherzens nicht um ein Königreich dahin geben."

„Ein schönes Königreich! Einbildungen, die nach ein Paar Jahren in Nichts zerfließen! Du und Theobald, Ihr werdet es Beide noch mit Schrecken einsehen, daß Geld, gutes klingendes Geld mehr werth ist, als all' Eure süßen Phantasien. Darum reimt sich auch in unserer Sprache Geld und Welt. Die Welt verlangt sonst nichts, und daraus siehst Du, daß ich auch Sinn für Poesie habe; nur verlange ich sie praktisch und nutzbar."

„Also Du erlaubst Theobald, seiner Neigung folgen zu dürfen, und versprichst mir, ihn, wenn er's be-

darf, zu unterstützen?“ fragte Cölestine. „Das Geld würde dann wirklich einen poetischen Klang erhalten.“

„Vor der Hand schicke ich ihm Papiergeld,“ versetzte Knickeberg trocken. „Vielleicht bringt ihm das die Einsicht bei, daß Papier, mag es nun bemalt, beschrieben oder bedruckt sein, niemals klingt. Und jetzt laß mich in Ruhe und zünde mir ein Licht an, damit ich den Verdruß aus den Händen kriege. Was einem nicht mehr fühlbar nahe ist, das vergißt man leichter.“

Cölestine, froh, den Vater auf dem Wege zu einer bessern Stimmung zu sehen, holte das Verlangte und war ihm dienstwillig zur Hand, indem sie ihm das Pettschaft am Licht wärmte — denn Knickeberg pflegte nur mit erwärmtem Pettschaft zu siegeln. — Nachdem das Couvert geschlossen war, brachte ihm Cölestine auch eine ganz neugeschnittene Feder.

„Na,“ sagte er in komischem Aerger,“ wie soll ich nun den vornehmen Herrn tituliren? Wohlgeboren oder Hochedelgeboren, Extheologen oder Künstler? Da geht die Noth gleich wieder an, wie ganz natürlich und auch vernünftig. Die Ungewöhnlichkeit, das Unpraktische und mithin Unbrauchbare

verdient keinen Titel. Die Welt erkennt es nicht an."

„Schreibe nur ganz einfach: An Herrn Theobald Knickeberg, Wohlgeboren," sagte Cölestine. „Das wird ihm ganz gewiß der liebste Titel sein. Er hat ihn gemein mit allem Großen, Edlen und Heiligen."

„Was Du klug bist!" sagte der Vater. „Ich möchte doch wissen, wo irgend was Großes, Edles und Heiliges ohne Titel in unserm guten Deutschland zu finden wäre?"

„Doch, Vater," versetzte Cölestine ruhig, „nicht nur in Deutschland, sondern auch in der ganzen Welt schreiben und sprechen wir ganz einfach, Gott, Christus, Napoleon, Schiller, Raphael. Das „Herr" klingt schon nicht besonders, und das „Wohlgeboren" läßt gar zu komisch. Woraus hervorgeht, daß alles Große keinen Titel bedarf."

Knickeberg schüttelte den Kopf und schrieb die Adresse wie Cölestine sie vorgeschlagen hatte. Die Mutter sah befriedigt zu, und als der Gutsbesitzer damit zu Stande gekommen war, fiel sie ihm um den Hals, küßte ihm Mund und Wange und sagte: „Und nun bist Du wieder gut, Vater, nicht wahr?

Läßt die Grillen fahren und glaubst an die Liebe Deiner Kinder?"

„Der Vater kann ja gar nicht anders," sprach Cölestine, stopfte ihm eine neue Pfeife und rauchte sie selbst an. Sie wußte, daß diese Bravour dem Vater immer heiter stimmte. Auch nahm er die so angebrannte Pfeife wohlwollend auf, gab Mutter und Tochter eine Hand und sagte: „Laßt's gut sein, ich werde doch meine eigenen Kinder nicht mit Fleiß unglücklich machen, wenn ich auch meine besondern Gedanken über sie und das jetzige Gebahren der Welt habe? Ach, die Welt!" fuhr er mit lautem Seufzen fort, „sie ist und bleibt doch schwer zu verstehen, wenn man so im Stillen Acht gibt, wie es darin zugeht! Ihr erinnert Euch noch unseres weitläufigen Verwandten Helfer!"

„Der vor drei Jahren starb?" fragte Adelheid.

„Derselbe."

„Ach Gott," seufzte Cölestine, „was mag der kleine Gotthold machen! Seit der Prozeß um die Fabrik begann, den nun der hartherzige Vetter gewonnen hat, habe ich nichts mehr von dem guten treuherzigen Knaben gehört."

„Wie!" sagte Knickeberg. „Hätte ich's Euch zu sagen vergessen?"

„Was?" fragten Mutter und Tochter einstimmig.

„Dummbussel!" sagte der Gutsbesitzer und schlug sich mit der Faust vor den Kopf. „Gotthold lebt seit drei Monaten als Laufbursche drüben im Türken. Der Geizhals von Süßlich hat der armen Wittwe alles abgenommen und sie und ihren Sohn richtig in's Elend gebracht. Es ist abscheulich und mich ängstigt es nur, daß ich nicht helfen kann."

„Da sieht man, wozu Eigennutz und Gelddurst verführen können!" sprach Adelheid. „Herr Süßlich hat von jeher nur seinen Profit verfolgt, und nie einem Andern etwas gegönnt. An der armen Wittwe und ihrem Sohne hat er aber unredlich, unchristlich gehandelt, ja wie ein Unmensch! Und wir haben ihn noch dabei unterstützt!"

„Konnten wir seine Absichten ahnen?" sagte Knickeberg. „Jetzt hat er mein Geld und ich muß noch froh sein, wenn er's behält. Sehr gewissenhaft ist er freilich nicht, daß er aber ein schlechter Kerl sei, wie Manche behaupten, glaube ich noch nicht. Er ist ein kluger, umsichtiger Geschäftsmann,

ein politischer, speculativer Kopf, und solche Menschen haben meist auch eine eigene Religion. Es sind ebenfalls ungewöhnliche Menschen. Da habt Ihr die Nutzanwendung!"

„Könntest Du Gotthold nicht unterstützen oder ihn selbst ins Haus nehmen?" sagte Adelheid. „Das arme Kind ist doch nicht an eine so untergeordnete Stellung gewohnt. Und welche Behandlung mag ihm zu Theil werden!"

„Ja, Vater, nimm Gotthold bei uns auf. Er geht Dir gewiß gern an die Hand," sprach Cölestine.

„Nicht möglich!" erwiederte Knickeberg. „Einmal kann ich durchaus keinen Gehilfen in meiner Wirthschaft brauchen, und einen müssigen Mitesser an meinem Tische erlauben meine Verhältnisse jetzt gar nicht. Die Zeiten sind schlechter, als ihr Weibsleute glaubt. Das Getraide sinkt im Preise, jeder Scheffel, den ich verkaufe, muß ich mir doppelt und dreifach sauer werden lassen. Niemand zahlt baar, Preuß. Cour. giebt's schon gar nicht mehr, Alles nur Gold oder Papier. Muß mich durchaus einschränken! Und sodann hab' ich mit Süßlich einen Contract wegen der ihm geliehenen Gelder

eingehen müssen, der mir die Hände in Bezug auf die Familie Helfer gänzlich bindet. Ich hätte es nicht thun sollen, wie ich jetzt wohl einsehe. Es ist nun aber geschehen und Jeder bleibt sich selbst der Nächste."

„Das kommt dabei heraus, wenn man immer nur auf seinen Vortheil bedacht sein will," sagte in sanftem vorwurfsvollen Tone die Mutter. „Ich rieth Dir gleich ab, Dich nicht mit dem kriechenden Süßlich in Geschäftsverbindungen einzulassen. Nun bist Du an ihn gebunden, mußt Dich ihm fügen und höflich gegen ihn sein, wenn Du seiner boshaften Natur entgehen willst. Denn eine boshafte Creatur bleibt er doch, und einen Gefallen thut er den Leuten blos, um ihnen später recht empfindlich zu schaden."

„Vorurtheil," sagte Knickeberg, seine Pfeife ausklopfend und nach der Uhr sehend.

„Darin sind wir Frauen ganz vorurtheilsfrei," sprach Adelheid, „und irren uns selten. Ein Blick genügt uns zu erproben, ob ein Mann von Herzen grundschlecht oder gut ist, er müßte uns denn mit Liebesnetzen umgarnt haben. Was hast Du denn

mit Süßlich, daß Du Gotthold keine Handreichung thun kannst?“

„Genug, ich kann es Dir jetzt nicht sagen.“

„Wie unbesonnen!“ schmollte Adelheid, „einem Dritten zu versprechen, Dem oder Jenem im Elende zu verlassen.“

„Weib,“ fuhr Knickeberg auf, „hältst Du mich für einen Unmenschen? Als ich den unseligen Contract mit jenem zweideutigen Manne einging, waren die Helfer's noch wohlhabende Leute. Konnte ich ahnen, was geschehen würde, daß durch Gott weiß welchen Umstand das grenzenloseste Elend über sie hereinbrechen und ihr nächster Verwandter das genossene Gute mit solchem Undanke belohnen würde? Freilich ist mir der Mensch seit jener Zeit widerwärtig, aber ich fürchte ihn und muß mich vor ihm hüten. Hat er doch seinen eigenen, einzigen Sohn verstoßen, weil er ihm über die Behandlung der Helferschen Familie, so jung er auch war, Vorwürfe machte. Er ist verschollen, wahrscheinlich umgekommen, den Vater aber rührt das nicht, obwohl ich überzeugt bin, daß er keine glücklichen Tage verlebt. Er soll sehr gealtert sein, höre ich. Kein Wunder! Gewissensbisse machen den Körper

mürbe und zerbeizen die Seele, und so brechen denn zuletzt meistentheils beide unerwartet, schaudererregend zusammen."

Knickeberg stand auf, steckte den Brief an Theobald zu sich, um ihn nach der nahen Stadt zu befördern, und verließ die Seinen ruhig und anscheinend erheiterter. Die Mutter sah nachdenklich auf ihr Gestricke, ohne die Nadeln in Bewegung zu setzen. Die Andeutungen ihres Gatten in Bezug auf die Familie Helfer beunruhigten sie, und Gedanken, Ahnungen, Vermuthungen sonderbarer Art drängten sich unaufhaltsam in ihr so ruhiges Gemüth.

„Das ist äußerst sonderbar," sprach sie nach einer Weile zu Cölestine. „Könnte man doch dahinter kommen! Umsonst hat dieser schlangenglatte Süßlich dem Vater eine so wunderliche Bedingung sicherlich nicht gemacht, namentlich, da Helfer zu jener Zeit noch lebte. Ich wollte, der Vater wäre einmal scheinbar ungerecht, um wirklich gerecht und edel zu handeln! Gewiß, bräche er seinem reichen Gläubiger den Contract, so käme irgend eine Teufelei an's Licht, die uns vielleicht einen kleinen Ver-

lust, Andern dagegen einen großen Gewinn bringen könnte."

Auch sie verließ nun den Frühstückstisch, und Cölestine, die aus den letzten Aeußerungen ihrer beiden Aeltern nicht recht klug geworden war, holte sich Feder und Schreibmaterialien und schrieb auf ihre eigene Verantwortung hin folgenden Brief an Theobald. Wir geben ihn wieder mit sammt seinen orthographischen kleinen Sünden, weil selbst diese zur Charaktervollendung Cölestinen's nur beitragen können.

Mein innigst geliebter Bruder.

Du hast einen rechten Sturm aufgeregt in unserm so stillen Hause mit Deinem Briefe. Vater war ganz wilde auf Dich, denn er meinte, Du seist doch nur ein bloßer Schlenderfritze. Er wollte auch gar nichts mehr von Dir wissen wegen den großen Ideen, wovon Du schriebst. Es wären blos große Rosienen, sagte er, die Du Dir in den Kopf gesetzt hättest, und zu einem guten Käsekuchen oder Christbrodte wären sie nichts nicht nütze. Aber es hat sich gegeben, mit dem Bösesein mein' ich. Mutter und ich haben

auch recht um ihn herumgeschwänzelt, daß er nur aufhörte zu brummen. Denn darin ist Vater groß, weißt Du! Und darauf hat er Dir Geld eingesiegelt, was Du noch zu kriegen hast, funfzig ganze Thaler in dreißischen Kassenbillettern. Das kriegt er und sonst nichts weiter, sagte er, denn er soll nun seinen Mischel ganz aufsetzen, der Firlefanz! Aber da laß Dir nur nicht bange sein, mein bester Bruder! Da bin ich auch noch da, und ich vergesse es niemals nicht, wie wir zusammen in die Beeren gegangen sind und das herrliche blaue Leben geführt haben, und wie ich die Bettelsuppe kochte, wenn Du vom Kornhandel kamst und so erfroren warst. O was das für schöne Zeiten waren in der Küche! Die sind nun wohl für immer vorüber? — Damals hätten wir nicht geglaubt, daß Du nach Großem streben würdest und so viel mit vornehmen Leuten umgehen, wie Du schreibst. Ja, Theobald, da fällt mir ein, das muß ja recht angenehm für Dich sein und Dir leicht viel Geld einbringen können. Oder sollte ich mich irren? Ich kenne die Verhältnüsse zu wenig. — Noch will ich Dir sagen, daß der Vater einen dummen

Streich gemacht hat, was mir eigentlich recht lieb ist, denn daraus sieht er, daß auch ein Alter ein Hansmichel sein kann. Was es aber damit für Bewandtniß hat, ist mir unklar. Und ich mag nicht fragen, denn da weißt Du, wird Vater gern grob. — Auf Weihnachten freue ich mich recht sehr, nicht, weil ich da hüpsche Sachen bescheert kriege, sondern weil ich für Dich 'was zurecht mache, Du mußt nur auch verliebt damit nehmen. Nimm's nur nicht übel, ich muß schließen. Mutter ruft mich, daß ich Runkelrüben brennen soll. Sie sind schon seit gestern alle geworden und Vater hat derb geblustert über die Verschwendung mit dem Kaffee. Es ist das so seine Manier und ich glaube, er thut's manchmal zur Verdauung, und damit wir nicht stolz werden sollen. Lebe recht gesund! Der blaue Frack muß Dir gut stehen zu Deiner Figur. Ich möchte Dich sehen drin. Einen Callicoh-Mantel kriege ich zu Weihnachten, der wird auch brächtig. Da will ich einmal Staat machen! Wenn Du mir schreibst, kannst Du mir immer etwas von Deinen großen Ideen erzählen. Bin ich auch blos ein einfaches Landmäd-

chen, von Dir will ich sie schon verstehen. Da nehme ich meine sieben Gedanken zusammen und lege mein Schwesterherz dazu und es geht. Und nun sei lustig und glaube an meine Fürsprache. Möge es Dir recht wohl gehen, nur vergiß in der großen Welt und bei Deinen vornehmen Freunden nicht

Deine arme, aber Dich herzlich liebende
Schwester Cölestine.

Dies Schreiben, fein gebrochen und sauber gesiegelt, schickte Cölestine durch einen vertrauten Boten zur Post. Sie selbst aber ging Runkelrüben brennen.

Viertes Kapitel.

Der Lenz war da und die Erde hatte wieder ihr grünes, blüthengeschmücktes Kleid angelegt. Die Zugvögel kamen zurück aus den heißen Landstrichen, um ihre alten Nester aufzusuchen, mit ihnen die Zugvögel unter den Menschen, die Reisenden. Die schöne Königsstadt an der Elbe füllte sich täglich mehr mit Fremden aller Nationen. Der heitere, weltkluge, graziös-gewandte Franzose machte dem stolzen, verschlossenen, lebenssatten Engländer den Platz in den Hôtels streitig; der feingebildete, diplomatisch-freundliche Russe unterhielt sich zuvorkommend mit dem unterjochten vornehmen Polen. Es war ein buntes, unterhaltendes, anziehendes Treiben in den hohen Sälen der Gallerie, unter den nackten Menschenge-

stalten des Antikenkabinets. Hier traf sich die gesammte vornehme Welt der Reisenden, hier knüpften sich Bekanntschaften, die bei näherem Umgange die Vertraulichkeit alter Freundschaften annahmen.

Die seltenen warmen Maitage versammelten fast regelmäßig jeden Abend die Elite dieser reichen und vornehmen Welt auf der brühl'schen Terrasse. Hier fand sich dann auch der einheimische Adel, die Beamtenwelt, das heitere oder ernste Völkchen der Künstler und Gelehrten ein. Jeder genoß das Leben doppelt, denn Kunst und Natur vereinigten sich hier im reinsten Bunde.

Einer dieser Abende war vor andern ungemein zahlreich besucht. Der heiterste, blaueste Himmel hing über Stadt und Umgegend, die noch braunen Terrassen der Weinberge glühten im Abendsonnengold und die fernen Gebirge stiegen wie blauer Golddunst am Horizont empor. Der schöne, breite Strom war belebter denn je. Buntbewimpelte Gondeln flogen über die kräuselnde Fluth, auf- und abwärts glitten befrachtete Schiffe, und lautes Singen und Johlen der Arbeiter fiel taktmäßig in die scherzenden Töne der rauschenden Musik.

Unter einem bunten Zelt genoß ein Zirkel jun-

ger, schöner, geschmückter Damen und eleganter Herren diesen Jubel der Natur. Man unterhielt sich, ohne den Gaumen hintanzusetzen, über Musik und Kunst im Allgemeinen in jener leichten, gefälligen Weise, die hoher Bildung und gesicherter Lebensstellung eigen ist, und die auch bei entschiedenem Widerspruch nie die Grenzen der guten Lebensart überschreitet. Die Damen waren besonders lebhaft und zwei schöne Mädchen von edelstem Wuchse und vollendeter Tournüre nahmen einem schon bejahrten Manne gegenüber sehr lebhaft Partei für Meyerbeer, dessen Classicität ihr Gegner bestritt. Auch die Uebrigen mischten sich von Zeit zu Zeit in das Gespräch, ohne den kleinen interessanten Streit weder schlichten, noch anfeuern zu wollen. Nur eine einzige Dame, deren feines, pickantes, aber nicht mehr von erster Jugendfrische durchleuchtetes Gesicht zur Hälfte von einer fliegenden Wolke der dunkelsten Locken verborgen ward, achtete schon seit geraumer Zeit nicht mehr auf das Gespräch. Sie nippte, mit dem silbernen Löffel spielend, ihr Glas Eis und sah dabei wiederholt nach der breiteren Promenade, wo am eisernen Geländer viele Menschen auf- und nieder gingen.

„Man bittet um Ihre Entscheidung, gnädige Baronesse, wandte sich der bejahrte Mann, dessen Schnurrbart auf eine militärische Person schließen ließ, an die zerstreute Dame. Bellini oder Meyerbeer? Wem gestehen Sie einen größeren Melodienreichthum zu?"

Die Angeredete versetzte in gehaltenster Ruhe: „Bellini, wenn es Ihnen gefällig ist," und fuhr fort, nach dem Platz am Geländer zu sehen.

„Sie scheinen eine interessante Entdeckung gemacht zu haben?" fragte der mit dem Schnurrbarte abermals.

„Vielleicht," versetzte die Baronesse. „Sie wissen ja, Graf Olbers, daß die Menschen mich von jeher mehr interessirt haben, als die Sachen. Die Musikstücke, die sie da so gelehrt zergliedern, können wir uns alle Tage wieder vorführen, die Menschen kommen und gehen, und wer vermag eine einmal verschwundene Persönlichkeit wieder zu sich zu rufen!"

Die Baronesse sagte dies ohne die geringste Erregung, ruhig und gemessen, als ein Ergebniß ihres Nachdenkens, als ein Wort der unerschütterlichsten Ueberzeugung.

„Haben Sie vielleicht unter den dortigen Spaziergängern eine solche Persönlichkeit entdeckt?"

„Ich glaube."

Graf Olbers fixirte die Baronesse, die mit Grazie ihren Becher Eis genoß und wie zum Spott dabei ihre glänzend weißen Zähne aus dem Purpurroth der Lippen schalkhaft hervorglänzen ließ. „Sind Sie neugierig, Graf?" sagte sie lächelnd, setzte den Becher weg und spielte nicht ohne Koketterie mit ihrem Fächer, indem sie ihn so gegen ihr Gesicht hielt, daß der Graf sehr gut bemerken konnte, wie sie mit scharfem Auge abermals die Spaziergänger musterte. Unwillkürlich wandte sich der Graf ebenfalls jener Seite zu, mit einer Miene, die den Ausdruck einer komischen Ueberraschung angenommen hatte.

„Lieber Olbers, quälen Sie sich nicht," sprach die Baronesse freundlich begütigend, „ich will barmherzig sein. Kennen Sie den jungen Mann dort?" Eine Bewegung des Fächers deutete die Richtung an, wo sich der Gegenstand ihrer Beobachtung aufhielt.

„Der sich jetzt über das Geländer bückt?"

„Der mit dem bleichen Gesicht und dem festgeschlossenen Munde?“ fragte eins der Mädchen.

„Und der mit dem blonden Haar, der sich stolz wie ein geborner Fürst trägt, wie ein aristokratischer Engländer aussieht und dessen Auge wie der offene Schooß ewiger Barmherzigkeit glänzt,“ fiel ergänzend und mit Emphase die Baronesse ein. „Kennen Sie ihn?“

„Nein,“ sagte Graf Olbers. „Wozu auch? Was geht er mich an?“

„Sie allerdings nichts,“ versetzte pickirt die Baronesse. „Er gehört sicherlich nicht zu Ihrer weit verzweigten Familie.“

„Und doch glaube ich, daß s e i n e Familie eine noch weit verzweigtere ist, als die meinige.“

„Möglich. Wofür halten Sie ihn?“

„Ich will das Beste annehmen: für den mittellosen letzten Sprößling einer Familie von niederm Adel.“

„Sie sind äußerst scharfsinnig und ungemein großmüthig, Graf,“ erwiederte die Baronesse. „Nun, mein junger Freund,“ wandte sie sich an einen fein gekleideten Cavalier, der sich mit den beiden

Mädchen unterhielt. „Klingt Ihr Urtheil eben so edel?"

„In der That, gnädige Baronesse," erwiederte dieser, „jener junge Mann hat in seinem ganzen Wesen etwas von Unzufriedenheit —"

„Und ist deshalb aus einem großen Haus, wollen Sie sagen," unterbrach ihn die Baronesse. „Genug jetzt der Vermuthungen. Hören Sie, was mir ihn interessant, vielleicht bedeutend macht. Er kommt täglich hierher, wenn es schön ist, noch nie aber hat er die Barrièren überschritten, innerhalb deren die Musik nicht mehr als freie Kunst genossen werden darf. Er geht täglich gleich anständig, nobel gekleidet, seine Haltung ist stets vornehm, sogar stolz, sein Gesicht immer ruhig, nur im Auge streiten, wenn ich mich darauf verstehe, die widersprechendsten Gefühle, die ungezügelsten Leidenschaften. Er achtet auf Niemand, und Niemand scheint sich um ihn zu kümmern. Sein Stolz oder seine Menschenverachtung, und mich dünkt, er besitzt beide in nicht geringer Quantität, machen ihn sogar unhöflich gegen Damen. Letzthin streifte ich ihn absichtlich, er sah mich aber nur mit blitzendem

Auge flüchtig von der Seite an und ging ohne die geringste Entschuldigung weiter."

„Ich nehme mein Wort zurück, Gnädigste," sagte Graf Olbers. „Wir müssen den sonderbaren Gast vom Cavalier zum Bürgerlichen degradiren."

„Sehr verbunden," versetzte lächelnd die Baronesse. „Mit Ihrer Erlaubniß erkläre ich ihn auf meine Verantwortung hin für geadelt."

„Ihr Wort adelt allerdings," sagte der Graf.

„Mir scheint er ein unglücklicher Spieler zu sein," muthmaßte der junge Elegant.

„Männer können über Männer nicht urtheilen," versetzte die Baronesse. „Ich wende mich an die Damen. Sie sollen entscheiden."

Die Mädchen dankten lächelnd und ließen prüfend ihre lebenslustigen Augen auf dem jungen Manne ruhen, der inzwischen einige Male unter den Promenirenden auf- und nieder gegangen war und nun wieder, die rechte Hand auf's Geländer gestützt, mit der linken sein Kinn drückend, lange unverwandt in den Fluß hinabsah. Dann strich er sich langsam über die gewölbte Stirn und ging, indem er einen flüchtigen Blick auf die geputzte Da-

menwelt warf, gemessenen Schrittes, den Kopf unmerklich nach vorn gebeugt, das Geländer entlang.

„Der arme Mensch ist gewiß recht unglücklich," sagte Emilie von Steinfels, während ihre Schwester Selma das eigenthümliche Gebahren des Unbekannten aus einer unglücklichen Liebe erklären wollte.

„Dem stimme ich bei," sagte die Baronesse. „Er liebt unglücklich!"

„Liebt? Das Männchen?" sagte spöttisch und achselzuckend Graf Olbers. „Der, ich wette, weiß noch nicht, was Liebe ist."

„Ihre Erfahrungen darin, lieber Olbers, hat er gewiß nicht gemacht," erwiederte in einem so mitleidigen Tone die Baronesse, daß die beiden Schwestern darüber lachen mußten.

„Ich wette, er ist noch ganz unschuldig!" rief der Graf aus, durch den Spott der jungen Frau zum Widerspruch gereizt.

„In Ihrem Sinne vielleicht, wie ich den Begriff unschuldig fasse, gewiß nicht," sagte die Baronesse ernst. Unschuld verträgt sich nicht mit der Eleganz der Weltbildung. Alle Kultur veredelt, aber nur auf Kosten der unschuldigen Natureinfachheit. Die Civilisation bringt unberechenbare Vortheile,

sie bildet Völker, sie bereichert Länder, aber die Unschuld läuft vor ihr davon, wie ein aufgescheuchtes Reh vor dem Schritt des Jägers. Nein, lieber Olbers, ein junger Mann mit der Tournüre meines unbekannten, interessanten Schützlings ist nicht mehr unschuldig. Er hat Schuld, Strafe und Reue schon durchlebt und ringt vielleicht eben jetzt mit den wildesten Furien, um ihnen seine Seele, sein Herz, sein ewigstes Leben zu entreißen. Wissen Sie, daß ich ihn für einen ungewöhnlichen Menschen halte und gerade sein sonderbares Auftreten menschlicher finde, als dies gewöhnliche, sinnlose Formenwesen?"

„Wer kann sich Ihnen widersetzen, Gnädigste," sagte Graf Olbers. „Sie sprechen und wir hören lauschend auf die Orakel Ihrer Worte; Sie befehlen und wir sind beglückt zu jeglichem Dienste bereit."

„Sehr höflich, doch sehr gewöhnlich," erwiederte mit feinem Lächeln die bleiche Baronesse, zog ihre Handschuhe an, legte den Fächer zusammen und vor sich neben dem eleganten Knicker. „Ich hoffe," fuhr sie fort, „daß mein Unbekannter nicht zum letzten Male der Gegenstand unsers Gesprächs

gewesen ist. Ich habe mich nun einmal darauf pickirt, die Geheimnisse des jungen Mannes zu erforschen, ihn, wo möglich, ist er dessen würdig und wenn er es überhaupt bedarf, zu unterstützen und so ein neues Pfropfreis auf meinen etwas blätterlos werdenden Lebensstamm zu pflanzen. Eine neue, wirklich interessante Erscheinung ist jetzt so selten, daß man im Begegnungsfalle ordentlich Jagd darauf machen muß."

Sie stand auf, die beiden Mädchen nebst dem jungen Cavalier folgten. Der Graf empfahl sich.

„Waren Sie schon auf der Ausstellung?" fragte die Baronesse.

„Noch nicht," erwiederte der Graf. „Sie soll unbedeutend sein."

„Bilder und Menschen muß man mit eigenen Augen sehen, um über sie zu urtheilen," sagte die Baronesse. „Morgen früh 11 Uhr würde mich Ihre Begleitung sehr erfreuen."

Graf Olbers sagte zu, der junge Cavalier bot der Baronesse den Arm, und die kleine Gesellschaft mischte sich draußen unter die zahlreich umherwandelnden Gruppen. Sie kam dem Fremden abermals so nahe, daß ihn ihr schwarzseidnes Kleid

fühlbar streifte, allein er achtete nicht darauf, kaum daß er die drei schönen Frauengestalten mit kaltem Auge überblickte.

„Sonderbarer Mensch," lispelte die Baronesse.

„Der Arme — der Unglückliche!" sagten die Mädchen, ihre Cousinen.

„Baronesse Aurora von Felsburg war seit einem Jahr Wittwe, vierundzwanzig Jahr alt, reich unabhängig und kinderlos. Sie war tadellos gewachsen, groß und sehr schlank. Männer und Frauen bewunderten ihre Taille, Letztere beneideten sie darum und es gab junge Mädchen, die bei einem Vergleich in Thränen ausbrechen konnten. Aurora kannte ihre Reize sehr wohl und unterließ nicht, sie auf die feinste Weise, doch nie auffällig, geltend zu machen. So glänzte sie mit ihrer schmalen Taille, mit ihrem fein gebogenen, malerisch geformten Nacken, mit ihrem kleinen Fuß und ihrer weißen schönen Hand, ohne daß man sie bewußter Koketterie beschuldigen konnte. Alle ihre Stellungen waren graziös, Anmuth umflatterten sie, wie ein unsichtbarer Schleier, und da sie von Jugend auf in großen Zirkeln gelebt, Sitte, Anstand, Formen

von Grund aus kennen gelernt und mit ihrem Wesen auf's Innigste verschmolzen hatte, so fühlte man ihr nirgends eine Gezwungenheit an, wenn schon streng genommen ihr ganzes Benehmen nur Form, aber die vollendetste, schönste Lebensform war. Das ist der Vortheil gesellschaftlicher, hoher Bildung, daß sie die Kunst zur Natur erhebt und die scharfen Kanten und rauhen Ecken, welche dieser immer ankleben, mit dem glänzensten Firniß aufs Reizendste und Niemand erkennbar überdeckt.

Aurora war überall beliebt, sogar geliebt. Ihr bloßes Erscheinen brachte Leben und Heiterkeit in eine Gesellschaft; denn sie besaß das auch an Frauen selten zum Tact ausgebildete Talent, die Individualität eines Jeden gelten zu lassen, sie aus sich herauszulocken und, ohne das Gespräch ausschließlich zu führen, es doch zu leiten. Das Prädicat der Schönheit konnte man ihr nicht beilegen. Ihr ovales Gesicht war etwas zu hager und immer, selbst in Momenten der Aufregung, blaß. Es hatte aber eine so durchsichtige, ätherische Blässe, daß man das frische Leben darunter pulsiren zu sehen vermeinte. Was diesem Antlitz einen unaussprechlichen Reiz, einen dämonischem Zauber verlieh, das war

die feingebogene Nase und die dunkelsten blauen großen Augen, die von langen rabenschwarzen Wimpern wie von Sammetfäden überdeckt wurden. Wenn sie erregt ward, blitzte ein mildes Feuer in diesen gewölbten schönen Augen, es schien der Athem ihrer Seele zu sein, der dann mit warmem weichen Fittig wie ein Friedensgenius über der Gesellschaft schwebte; rührte aber ein jäher Schmerz an dies tief empfindende Wesen, dann glänzten ihre Augen im heiligenden Thau der Thränen.

Daß bei solchen Eigenschaften Aurora gefiel, fesselte, bezauberte, herrschte, war sehr natürlich, daß aber eine Menge von Cavalieren, die um ihre Gunst und Hand warben, nicht erhört wurden, schien ungewöhnlich, obwohl es ganz in der Ordnung war. Aurora suchte ein Herz, dem sie das ihrige anvertrauen konnte. Was sonst die Welt bieten mochte, besaß sie, allein Herzen voll Liebe, voll Edelsinn und wahrer Gefühlsinnigkeit sind nicht auf allen Stegen zu finden.

Aurora ging, ohne zu sprechen, am Arm des jungen Cavalier's, dessen stete Begleitung sie längst durchschaut hatte, nach Hause. An der Thür fragte

sie: „Ich sehe Sie doch morgen auf der Ausstellung?“

„Ich fehle nie, wo Sie zu finden sind, gnädige Baronesse,“ erwiederte Guido.

„Also auf Wiedersehen, gute Nacht!“

Der Mondschein lag hell auf dem Straßenpflaster. Als Aurora in den Flur trat, strich die Gestalt des einsamen Fremden an der gegenüberstehenden Häuserreihe in stolzer Haltung vorüber.

Fünftes Kapitel.

Wir begleiten jetzt den Fremden auf seinem Heimwege, um eine nähere Bekanntschaft mit ihm anzuknüpfen. Er ging langsam die breite, mondbeleuchtete Straße entlang nach dem Platz vor der Post, nicht im geringsten auf die Begegnenden achtend, von denen Einzelne ihn grüßten. Diesen dankte er höflich, aber zerstreut, und hätte man ihn gefragt, so würde er schwerlich über Namen und Stand der Grüßenden Auskunft haben geben können. Er trat in ein hohes, von Außen düster aussehendes Haus, dessen breite und weite Fenster angenehme Wohnungen vermuthen ließen. Hier nahm ihn ein Zimmer in der dritten Etage auf, das eine erheiternde Aussicht sowohl nach dem freien

freien Platz, als auch nach den nahen, belebten und frisch übergrünten Promenaden hatte. Das Zimmer war freundlich, sogar elegant, die Meubles überaus geschmackvoll, die ganze Einrichtung einnehmend, fesselnd. Obwohl auf einigen Tischen eine Menge Papiere, Zeitungen, Broschüren, neue Bücher angehäuft lagen, so sah man doch einen ordnungsliebenden Geist aus all diesem Kram heraus, der auf eine edle Reinlichkeit der Seele des Bewohners hindeutete.

Theobald, denn so wird der Fremde doch wohl heißen, zündete Licht an, legte Hut und Handschuhe ab und musterte zuerst die Tische, ob etwa irgendwo ein Brief, oder ein Packet liege. Auch fanden sich mehrere der ersteren vor. Theobald besah aufmerksam die Adressen, ohne sie zu öffnen. Er trat an's Fenster, legte die Arme über die Brust und holte tief und schwer Athem. Es war kein eigentlicher Seufzer, es war mehr eine Bitte, ein Flehen nach Luft, nach frischer, ewiger Lebensluft. Als er eine Zeit lang hier gestanden und das Gemisch der Menschen und Wagen im Mondschein betrachtet hatte, wendete er sich rasch um, und wir können beim Schein des brennenden Lichtes nunmehr seine

ganze Gestalt deutlich beaugenscheinigen. Theobald war schlank, eher zu hager als zu stark von Körper. In seinem nichts weniger als schönen Gesicht dämmerte ein Schatten von Melancholie, der eine Mitgift der Natur, nicht ein Ergebniß des Lebens zu sein schien, wenn auch dessen Stürme vielleicht etwas zur Entwickelung derselben beigetragen haben mochten. Der junge Mann konnte höchstens sechsundzwanzig Jahre zählen, doch gab ihm die tiefe Blässe des Gesichts und die scharfen Linien, die bei völliger Ruhe darin sichtbar wurden, ein etwas älteres Ansehen. Kinn, Mund und Auge würde ein Maler gewiß schön gefunden haben, namentlich das letztere, das bald in träumerischer Schwärmerei, bald in leidenschaftlicher Gluth aufleuchtete. Sein Ausdruck wechselte oft in wenigen Minuten mehrmals, und dieser Wechsel warf auf die intelligenten Züge Theobalds interessante Lichter.

Nach längerem Zaudern nahm Theobald die vorgefundenen Briefe auf, zog das Licht an sich heran und warf sich in halb liegender Stellung auf den Sopha. Ein zierlich gefaltetes Billet mußte für den Leser eine angenehme Nachricht enthalten, denn er lächelte, lächelte sehr fein, geheimnißreich,

still vergnügt, sah nach der Uhr und sein schwärmerisches Auge strahlte den Jubel seiner Seele aus. Die übrigen Briefe verdüsterten seine hohe, regelmäßig geformte Stirn, und machten über der Nasenwurzel jene tiefe Furche sichtbar, die man nur bei Menschen von großen Anlagen finden will. Er strich sich mit der linken Hand gedankenvoll über die Augen, legte die Briefe bei Seite, stand auf und holte, nachdem er zuvor die Thür behutsam verriegelt hatte, aus einem niedrigen Schränkchen ein halbverzehrtes Brod und ein gläsernes Salzfaß hervor. Ein Messer war auch bald gefunden und der Einsame, vornehm Gekleidete, mit feiner, weißer Leibwäsche Angethane hielt eine frugalere Abendmahlzeit, als der gemeinste Holzhauer.

War es Grille, daß Theobald so karg lebte? Wollte er sich vielleicht den Appetit für die kommenden Jahre seines Lebens nicht verderben? Denn dies Zimmer, diese Umgebung, diese zierlichen, schön gearbeiteten Büsten großer Männer, die auf Pult, Secretär und Bücherschrank umherstanden; diese fast peinliche Ordnung und Sauberkeit, die an allen Geräthschaften zu bemerken war, zeugte nicht von Dürftigkeit oder gar Mangel.

Um die ganze Wahrheit zu erfahren, müssen wir uns in das Herz, in die Gesinnung unseres jungen Freundes einschleichen. Diese war in jeder Hinsicht eigenthümlich und voller Widersprüche. Theobald, über dessen frühere Lebensumstände wir später genauere Nachrichten erhalten werden, war von der Natur mit Gaben ausgestattet worden, die, je nachdem sie angewendet werden oder werden können, eben so zum Glück wie zum Unglück führen. Wir wissen bereits aus den Andeutungen seines Vaters und dem Briefe Cölestinens, daß er von Jugend auf voll ungewöhnlicher Einfälle gewesen war, daß er schwärmerischen Gedanken nachhing und mit der gemeinen Lebenspraxis nicht viel anzufangen wußte. Diese Naturanlage hatte sich ungeachtet alles Dagegenarbeitens von Seiten seiner Angehörigen mit den Jahren immer mehr ausgebildet, und vielleicht nur um so entschiedener, als man plump und roh auf deren Unterdrückung bedacht war. Dies Bemühen mit mancherlei andern betrübenden Erfahrungen, die Theobald schon in früher Jugend machte, brachte ihn in eine schiefe Stellung zum Leben und in ein falsches Verhältniß zur Masse der Menschen, und wir können immerhin annehmen, daß es Mühe

genug kosten wird, seinen edlen Kern aus der falschen Hülse zu befreien, die ihm der schadenfrohe Kobold, welcher gern alles Bedeutende neckt, übergeworfen hatte.

Theobald lebte von früh an mit den Menschen auf einen gespannten Fuß und hatte, wie sich ergeben wird, vollauf Grund dazu. Er fühlte dunkel etwas in sich, das ihn über die Menge empor hob, sein Herz schwoll über von tiefem Gefühl, von uneigennützigster Aufopferung, und im Bewußtsein dieser beglückenden Empfindung schwelgte seine Seele in einem stolzen Vorgefühl seliger Genugthuung. Allein man achtete nicht darauf, man verspottete ihn wohl gar, wenn er, unerfahren und vom Geist getrieben, seinen wunderlichen Gedanken Worte gab, und dies schreckte ihn ab. Seine Seele fuhr beleidigt, tief verletzt in sich selbst zusammen und sprach fortan nur mit sich allein. Daraus entwickelte sich mehr und mehr ein geistiger Stolz, der unabsichtlich Andere beleidigte, obschon in ihm bloß der Adel eines großen Herzens gegen das Gespött der feigen Welt sich sicherte. So kam es, daß Theobald unverstanden, freundlos blieb, daß man ihn, den Demüthigen vor dem Flüstern und Wehen des Geistes,

für stolz hielt, daß namentlich nur wenige Männer mit ihm verkehren mochten.

Ein stolzer Geist, der den Athem Gottes achtet, von welchem er sich durchhaucht fühlt, liebt den Glanz, die Pracht auch im Leben. Zwar kann die geistige Herrlichkeit im Schmutz der Hütte wohnen, ihre Heimath aber ist dort nicht. Sie gehört auf die rein gefegte Diele, wo der Staub nicht um ihre Sohlen wirbelt. Geistige Hohheit hat immer das Bestreben, sich mit weltlichem Glanz zu umgeben. Dies war wenigstens der Grund, weshalb Theobald ängstlich auf feine Kleidung hielt, weshalb seine Wohnung elegant, reinlich, durchaus geordnet sein mußte. Selbst im Moment glücklichster Begeisterung verließ ihn nie dieser Sinn für das äußerlich Schickliche, und darin gab sich sein hohes Gefühl für Schönheit, vornehmlich für die Gebilde der Sculptur, entschieden zu erkennen.

Theobald war arm und das ist immer ein Unglück, allein er fühlte den Druck der Armuth lange Zeit nicht, weil er die Bedürfnisse seines Lebens nicht hoch steigerte. So lange er nicht in die Welt trat, ging dies, als ihn aber seine emporwachsenden Ideen in das bewegte Leben stürzten, als er

für das Treiben, Drängen, Sehnen und Arbeiten in seinem Innern einen äußern Gegensatz suchen mußte; da gewahrte er mit Entsetzen, daß ein stolzer Geist, dem das tückische Geschick mit Gaben hohen Glückes beschenkt hat, vor Allem reich sein müsse, wenn er dieses Glück im Sonnenschein der Welt reifen und als segenbringende Frucht in die Scheuern seines Geistes eintragen wolle. Dies brachte einen grauen, trüben Farbenton in sein Leben, und um äußerlich das Recht, das seinem Gefühl nach ihm gebührte, gegen die blöde Welt zu behaupten, lebte er vornehm, um daheim bei verschlossner Thür Salz und Brod zu essen.

Und was trieb Theobald in diesem Leben? fragen unsere Leser. Darauf haben wir die einfache Antwort zu geben: Er bildete sich! Armes, kurzes und doch so bedeutungsvolles Wort, das Tausende nicht verstehen, das die meisten Verständigen lächerlich finden und das nur bei denen würdige Anerkennung findet, die selbst in sich fühlen und wissen, daß allein Bildung wahres Leben, Mangel daran aber geistiger Tod, Verwahrlosung der göttlichen Kraft ist, die der Schöpfer uns eingeimpft! — Theobald war zeitig zu dieser Erkenntniß gekommen,

und die Geschichte der Leiden, des Jammers, aber auch des seligen Jubels, die eine Folge dieser vom Staat und Gesetz nicht anerkannten Erkenntniß war, soll der theilnehmende Leser in den folgenden Blättern erfahren. —

Als Theobald seinen Hunger gestillt hatte, verschloß er die vorgefundenen Briefe, nahm Stock und Hut und ging wieder hinaus in die duftige Mainacht. Die Käfer schwirrten in den Linden, ein warmer Hauch weckte die Musik der Blätter, der Strom rollte bläulich glänzend und leuchtend zwischen den blumigen Borden fort und spiegelte in seiner bewegten Fluth den Himmel mit dem Glühen der Sterne wieder. Theobald labte sich an diesem Anblick, denn wenn er sich in den Frieden der Natur versenkte, oder dem Rasen und Toben der Wetter lauschte, dann fühlte er sich verstanden, dann schlug sein Herz höher, sein Auge füllte sich mit Thränen des Entzückens und sein ganzes Wesen zuckte aufgelöst in Liebe, Glück und Poesie!

Er schritt eiliger, als es seine Art war, über die Brücke, die Neustadt entlang durch die Linden, und immer weiter in die neuangelegten Straßen, die sich nach der Haide hinziehen. Hier klopfte er

an das matt erleuchtete Fenster eines kleinen Häuschens. Der Wirbel knarrte, der weiße Vorhang ward gelüftet und ein anmuthiger Mädchenkopf ward im Halbdunkel sichtbar.

„Elise," flüsterte Theobald, das Mädchen verschwand eiligst, dann klirrte der Riegel an der Hausthür und zwei weiche zarte Hände zogen den Jüngling in das jungfräuliche Zimmer. Dies war klein, eng und niedrig, aber blank und nett, wie das Mädchen.

„Vorerst einen herzlichen guten Abend," sprach Theobald, „und Dank für Deine trauten Zeilen." Er drückte sie zärtlich an sich und küßte sie innig, lange. Elise erwiederte die freundliche Umarmung ohne Widerstreben, schob einen Stuhl neben ihren Stickrahmen, denn sie arbeitete emsig und kunstreich, rückte dann ein Tischchen daneben zurecht, so daß es ihr zur Hand war, ohne sie zu belästigen, und bereitete mit einiger Hast den Thee.

„Nun laß uns plaudern, Geliebter," sprach sie zu dem Jünglinge, der ihr heiter lächelnd zugesehen, und reichte ihm die Hand. „Sieh, wie gefällt Dir diese Rose und dies Vergißmeinnicht? Ich habe sie heut gestickt, immer Dein liebes Bild vor

Augen, Deine süßen Worte im Herzen. O, Du glaubst es gar nicht, wie unendlich die Arbeit fördert, wenn ein so gutes, edles Wort unsere Seele wie ein kostbarer Schmetterling umfliegt. Meinst Du's auch wirklich so, wie Du mir schreibst, Theobald?" Sie sah ihn mit fragendem Auge an, in dem das Glück der süßesten Liebe blitzte. „In Büchern hab' ich wohl schon gelesen, daß Ihr Leute, denen Wort und Bild zu Gebote stehen, gar oft freventlich damit spielt. Ach, Theobald, könntest Du so mit mir spielen?"

„Welche Einfälle," versetzte der Jüngling, und eine leise Wolke flog über seine Stirn. „Daß Ihr doch augenblicklich zweifeln müßt, sobald Ihr liebt und wißt, daß Ihr wieder geliebt werdet! Soll das unser Glück sein?"

Der Thee kochte. Elise stand auf und nahm Theobalds Hand, die sie mit zartem Druck an die Lippen führte. „Vergib mir, Lieber," sagte sie, „ich bin nun so, und ich glaube, diese süße Qual, die wir uns selbst bereiten, ist der reinste Götterschaum der Liebe."

„Für mich nicht," sagte Theobald ernst. „Ich hasse alles Zweifeln und Quälen, das keinen Zweck

hat. Wo ich genieße, will ich es ungestört, sei es geistig oder sinnlich. Mäkeln, Zweifeln, Necken verdirbt die Zeit, betrügt den Geist der Stunden."

„Nun, ich will es nicht mehr thun," erwiederte fast erschrocken, bittend das Mädchen und gab dem Geliebten die Hand. Theobald küßte sie.

„Für wem ist diese Stickerei und was soll daraus werden?" fragte er.

„Elise blinzelte schalkhaft mit den Augen. „Das ist ein Geheimniß," versetzte sie. „Es kommt zu gar vornehmen, reichen Leuten, und wird ein Fußteppich. Vornehme wollen nun einmal auch im gewöhnlichen Leben immer auf Blumen wandeln. Ich bin gut bezahlt worden, sieh!"

Sie nahm ein Beutelchen aus dem Schubladen, und schüttelte es klingelnd vor Theobalds Ohren. „Hörst Du? Zwei schöne blanke Goldstücke sind drin."

„Hm!" erwiederte Theobald und stützte den Kopf in die Hand. Elise schenkte ihm Thee ein und fragte, ob er nur wenige Tropfen oder einen ganzen Löffel Rum dazu wünsche. Er antwortete nicht. Elise verschüttete die Tasse zur Hälfte und

setzte sie erschrocken weg. „Ach Gott, Theobald, was hast Du denn heut?"

„Nichts, nichts," erwiederte er beklommen, die Geliebte sanft, aber ohne Zärtlichkeit an seine Brust ziehend, „wirklich nichts, was Dich beunruhigen könnte. Es war eine Grille, die mir durch den Kopf summte, in so traurigen, melancholischen Tönen, daß ich auf einige Secunden selbst Dich vergessen konnte. Laß es sein, Du bist ja glücklich. Dich erfreut Deine Arbeit, denn sie erblüht unter Deinen Händen, während Du mit den Gedanken frei durch die ganze Welt segeln kannst. Und bist Du fertig, dann sagt Dir der klingende Lohn, daß Dein Bemühen kein vergebliches gewesen ist!"

„Ist es denn das Deinige? Theobald, das klingt ja wie Neid! Pfui, pfui, schäme Dich! Ein Denker, Künstler, Dichter neidisch auf eine arme Stickerin!"

Theobald lächelte ironisch. „Kennst Du das Sprichwort: die Kunst soll nicht nach Brode gehen?" fragte er.

„Nun das thust Du ja nicht, und wirst's auch nicht brauchen," antwortete Elise. „Und jetzt trink, denn das gehört auch mit zum Leben."

„Aber auch Gold," sagte Theobald kalt und schlürfte den Thee, den ihm sein Mädchen kredenzte. „Weißt Du," fuhr er in fast lustigem Tone fort, daß wir mit schnellen Schritten der Zeit entgegeneilen, wo das Gold die einzige Macht auf Erden sein wird? Weder Königsglanz, noch Waffengewalt, noch Dampf und Kohlenqualm, noch sonstige in Erwartung stehende Erfindungen werden dann noch etwas gelten, sondern nur das Geld, woraus das Zeitwort „gelten" abzuleiten. Geld wird Könige bezwingen, Frieden und Contracte schließen, intriguiren und diplomatisiren, Geld wird selbst über allem Geist herrschen und der Letztere nur dann Anerkennung finden, wenn er auf goldenen Sohlen einherschreitet. Und weißt Du, mein Herz, daß das vieles, schweres Herzeleid anrichten wird?"

„So ganz sehe ich das nicht ein," versetzte Elise unbefangen. „Denn ich meine, ein gesunder Arm und ein tüchtiger Kopf erwirbt sich, was er braucht."

„Und wenn er viel braucht?"

„O, es lebt sich mit Wenigem glücklich!"

„Glücklich? Zum Glück gehört unendlich viel."

„Nur ein liebendes Herz und ein klein bischen Zufriedenheit," sagte Elise mit so süßem Liebestone, daß Theobald ihr gerührt an den Busen sank.

„Du willst immer zu hoch hinaus," sagte sie freundlich warnend, das Tuch, unter dem die volle weiße Brust hervorglänzte, wieder zurecht schiebend. „Ich bin immer zufrieden, und wenn ich gar nichts habe. Folge mir hierin und Du wirst nun sehen, wie schön, wie heiter und seelenvergnügt es sich leben läßt. Eine Hütte und ein Herz! In diesen wenigen Worten liegen alle irdischen Freuden verborgen."

„Wenn die Hütte warm, schön, erhaben, das Herz rein, groß und voll edelster Gesinnung ist, vielleicht!" sprach Theobald.

„Das begreife ich nun wieder nicht recht. Mach' es mir deutlicher."

„Noch deutlicher?" fragte Theobald. „Nein, liebe Elise, wenn Du das nicht verstehst, dann hilft alle Erklärung nichts."

„Nun bist Du mir wieder böse!" klagte das Mädchen. „Ach, ich Arme!"

„Nicht doch!" sagte Theobald. „Es ist ja

nur eine geringe Verschiedenheit der Lebensansicht, wie könnte ich Dir deshalb böse sein."

„Wirklich nicht?"

„Nie!"

„Nun dann komm und sei glücklich!" Sie stand auf, schob die Stickerei bei Seite und schmeichelte dem Geliebten mit zarten Liebesworten so lange, bis jede Falte des Unmuthes aus den blassen Zügen ihres Freundes verschwand, und die reine Heiterkeit eines sicheren, gegenwärtigen Glückes seine empfängliche Seele zu Leben und Genuß erweckte. Flüstern der Liebe ist nur Liebenden interessant und verständlich. Wir langweilen daher die Leser nicht mit den tausend Unbedeutendheiten, womit die beiden Liebenden sich in die kurze Seligkeit eines wonnevollen Rausches hineinträumten. Elisens hingebende Anmuth beglückte Theobald wirklich; er erwiederte sie mit Lebhaftigkeit, an der jedoch ein momentaner Sinnenrausch mehr Theil hatte als eine tiefe, nachhaltige Leidenschaft. Lag diese in seiner Natur verborgen, so bedurfte es wohl gar eigenthümlicher Zauberkräfte, um sie zur vollen Lebensthätigkeit zu erwecken.

Es war spät geworden, als Theobald die Wohnung seines Mädchens verließ. Elise drückte ihm noch hundertmal zärtlich die Hand beim Abschiede und schickte dem Davoneilenden zahllose Küsse mit dem verrauschenden Nachtwinde nach.



Sechstes Kapitel.

Theobald war unzufrieden mit sich, mit Elise. „Wohin soll das führen?" sagte er auf dem Heimwege zu sich selbst, „Elise ist arm, ich bin es auch, sie ist mit ihrem Loose zufrieden, ich nicht, ihre Forderungen an das Leben überschreiten nicht die gewöhnlichsten Gleise, in denen sich auch ihre Gedanken bewegen. Nur die Liebe erhebt sie hoch über die Menge, ihre Liebe ist so originell, so jungfräulich, so unbändig, so bezaubernd, daß sie auch den kältesten Menschen in Fiebergluth setzen müßte! Sie ist das einzig Poetische an Elise, die einzige Poesie, die sie versteht, ehrt, anbetet. Ach, ist das nicht sehr, sehr traurig?"

Der junge Mann seufzte und ging langsamer fürbaß. Wenn ein Mann anfängt, die guten und minder guten Eigenschaften seiner Geliebten aufzusuchen, sie gegen einander abzuwägen, so liebt er sie schon nicht mehr. Wir müssen annehmen, daß auch Theobalds Neigung zu Elise keine herzensinnige war. Ehe wir ihn aber deshalb verdammen, müssen wir seinen Charakter studieren. Theobald besaß einen geistigen Stolz, den man grenzenlos nennen kann. Das mochte ein Fehler sein, aber es ist ein Fehler, der eher Achtung als Mißachtung verdient. Der Mann soll stolz sein. Vermöge dieses Stolzes glaubte er das Recht zu besitzen, es Jedem, auch dem Größten, nach= ja zuvorthun zu dürfen. Seine Gedanken waren stets auf das Erhabenste gerichtet, und wenn ihn die eiserne Faust der Noth zwang, auch Geringerem, Unbedeutendem seine Aufmerksamkeit zu widmen, so bebte er vor sich selbst zurück, als entweihe er dadurch das Allerheiligste seines Lebens. Diese hohe, edle Gesinnung machte es ihm unerträglich, Jemandem, den er liebte, mit nichtigen Dingen beschäftigt zu sehen. Es betrübte ihn und bohrte tausend schmerzhafte Wunden in sein Herz, wenn er bemerken mußte, wie der angebetete

Gegenstand seiner Liebe für diesen hohen Adel seiner Gesinnung keinen Sinn hatte, wie sie ihn und sein Ahnen, seine heiligste Sehnsucht gar nicht begriff. Elisens Sinn war auf das Praktische, auf soliden Erwerb gerichtet; sie wünschte sich nichts, als eine kleine, friedliche Häuslichkeit, das nothdürftigste Auskommen, vollauf Arbeit, einen Mann, der sie herzlich liebte und dem sie ganz und unbedingt angehören durfte, und ein paar hübsche Kinder. Elise hatte vollkommen Recht. Sie war eine arme Waise und außer ihrer Kunstfertigkeit und ihrer äußern Anmuth besaß sie nichts. Sie hatte Theobald bei einer Lustfahrt auf der Elbe kennen gelernt, sein ernstes, stilles Wesen lieb gewonnen und ihn deshalb mehr als andere junge Männer beachtet, und Theobald fühlte sich von der ungenirten, muntern Laune des hübschen Mädchens wohlthätig erwärmt. Er begleitete sie nach Hause, ging täglich an ihrem Fenster vorüber, grüßte die unermüdliche Arbeiterin freundlich, ward wieder gegrüßt und binnen vier Wochen hatten sich beide in einem Rausch von Glück ihre Liebe gestanden. Seitdem war Elise doppelt fleißig. Sie arbeitete nur für den Geliebten und hätte jeden Tag gern mit ihm zum Altare treten

mögen, wenn Theobald sonst Lust dazu gezeigt hätte. Aber Theobald fühlte sich, je länger er mit Elise verkehrte, ihr Gemüth, ihre Gedanken erforschte, je entschiedener von ihr getrennt. Daß sie ihn mit voller Ergebenheit liebte, war ihm fast peinigend, denn er sah doch voraus, daß eine Verbindung mit ihr eine vollständige Vernichtung seiner geistigen Existenz sein würde. Er fand sie bei aller Klugheit, Lieblichkeit und Anmuth geistig unbedeutend, ihre Hastigkeit, die oft störend aus der scheinbar ruhigen Haltung hervortrat, verwundete ihn, weil er wohl Leidenschaftlichkeit liebte, da in ihr immer etwas Erhabenes liegt, nie aber den Mangel an Gehaltenheit, indem dieser einen Mangel an sittlichem Geschmack, an wahrem Schönheitssinn verräth. Und nun diese ewige Wuth, immer und immer nur zu arbeiten! Diese lief so ganz gegen seine Ueberzeugung von der hohen Bestimmung des Menschen, daß sie ihn regelmäßig verstimmte und einsylbig machte. Theobald konnte nur eine Geliebte wahrhaft lieben, die seine Ideen fassen, sie mit ihm besprechen mochte, mit einem Worte, die Drang und Sinn hatte, nicht die Arbeit allein, sondern auch die Bildung zum Hauptgeschäft ihres

Lebens zu machen. Die gute, häusliche, sorgsame, aufräumende, waschende und kochende Wirthin würde ihm recht wohl gethan, die Frau von hoher Bildung, die in Gegenwart Anderer vornehm zuvorkommend, und unter vier Augen ganz Liebe, Hingebung, Gluth ist, die von ihm lebend doch seine Seele weich und wie ein hehres Heiligthum an ihren Busen drückt, die beides, häuslichen Fleiß und Sinn für das Schöne, in sich vereinigt, nur eine solche Frau würde Theobald genügt haben, nur sie konnte er wahrhaft lieben!

Dies war zu beklagen, denn jedenfalls hatte Elise Recht und Theobald nicht Unrecht. Das Leben ist freilich für die meisten Menschen ein Arbeitshaus, man darf es aber nicht zur Frohnanstalt machen, wenn man es erträglich finden will. In dieser Rücksicht ging Elise vielleicht zu weit, obwohl nicht weiter, als alle Menschen, die gut und rechtschaffen, aber weiter nichts sind. Elise war, ausgenommen in ihrer Liebe, wie alle andere; Theobald war es nicht. Er sprach ungern, wenn er nicht ein bedeutendes Gespräch führen konnte. Er war weder in der Liebe, noch im Leben wie die Andern, er hatte daher wohl ein Recht, an seinem Glücke

zu zweifeln, wenn er sein Geschick mit dem Elisens verbinden wollte. Daraus konnte nur eine gewöhnliche bürgerliche Ehe, kein Zusammenwohnen der Geister, kein Ineinandertönen der Seelen entstehen. Man wird den Armen untreu schelten, sollte er Elise verlassen, und er wäre doch nur ehrlich, nur wahr gegen sich und den Geist, dem er opfert!

Nach einer unruhig zugebrachten Nacht unterzog sich Theobald dem unangenehmen Geschäft, Briefe zu schreiben, die den Zweck hatten, seinem Geist einen Wirkungskreis, der ihm eignete, anzuweisen. Die kleine Summe, welche ihm sein Vater geschickt hatte, war längst aufgezehrt, so kümmerlich Theobald sich auch zu behelfen suchte. Der Ertrag einiger gelehrter Arbeiten, die trocken, unfruchtbar, aber mühsam und zeitraubend waren, hatte ihm bisher über die drückendste Noth hinweggeholfen. Er suchte nun mit dem Pfunde seines Geistes zu wuchern, der Schweiß seiner Seele, der Werth seiner Gedanken sollte ihm als Kapital dienen, von dem er leben wollte, aber er stellte dabei die sehr vernünftige Bedingung, daß man in ihm auch den Geist respectiren, den feinen Kopf, den originellen Sinn achten sollte. Und darin verrech-

nete sich Theobald. Alle Versuche schlugen ihm fehl, seine dürftigen Quellen versiegten mehr und mehr, er sah die Noth vor der Thür, schon beugte sie sich heulend zum Fenster herein. Nur sein Stolz hielt ihn aufrecht. Er klagte nie, gegen Niemand, nicht einmal gegen Elise, denn er hatte die leise Furcht, daß auch sie ihn nicht verstehen möchte. Und durch irgend ein unbefangenes, aber unkluges Wort beleidigt zu werden, wollte er vermeiden, weil er fühlte, daß ihr dies in seiner Achtung unendlich schaden würde. Theobald war so reizbar, wie alle Menschen es sind, denen das Leben immer widerhaarig gewesen ist; die einer rohen plumpen Gewalt ihre Ueberzeugung haben opfern müssen und äußerlich Knechte werden, um nicht für Narren zu gelten.

In dieser traurigen Lage fielen ihm die Vorhersagungen seines erfahrenen Vaters ein. Er lächelte bitter; denn daß der praktisch-verständige Mann Recht behielt, mußte ihn nur empfindlicher kränken. Es konnte ihm unmöglich davon überzeugen, daß er ein Unrecht begangen habe. Sein Lebensentschluß war vielleicht eine Thorheit, diese Thorheit hatte aber vielmehr von der Erhabenheit einer un-

eigennützigen Tugend an sich, als die Vermeidung derselben gehabt haben würde. Theobald kam nach dem ruhigsten Nachdenken immer wieder zu der Ueberzeugung, daß es ein Unglück sei, Geist zu besitzen und für den Geist zu leben, wenn man kein Geld habe.

„Geld! Geld!" rief er aus und warf die Feder weg. „Kleines, unseliges, glückbringendes Wort! Was liegt nicht Alles in Dir! Du kannst Hungernde laben, Verzweifelnde trösten, Feinde zu Freunden umwandeln! Du machst den Gotteslästerer gläubig, den Bösewicht gut, Du verhinderst Diebstahl, Brand, Todtschlag, Selbstmord! Du reißest die Jungfrau aus den Armen des Lasters, Du bist mehr als Bitte, Gebet, als jede Gutthat auf Erden, Du bist der alleinige, allwahre, allgegenwärtige Bote Gottes! Klingt das nicht fürchterlich? Diese kleinen, runden, blanken Stückchen Metall sollen mehr werth sein, als mein mir allein zugehöriges Denken? Sie sollen mich glücklicher machen, als der heiße Schlag des Herzens, das im Liebesrausche erglüht? Sie sollen süßer tönen, als das Geflüster des geliebten Mädchens, als das Säuseln ihres Athems, als das Gebet ihrer from-

men, sanften Augen, die meine Seele anflehen, wenn sie im Lichtglanz der meinen sichtbar wird? Sie sollen stürzen und aufrichten können, erniedrigen und erhöhen mehr als das Bewußtsein angeborener Seelenhohheit? O pfui, pfui! Laß mich's nicht ausdenken! — —"

Er stützte müde und matt sein Haupt auf die Hand und saß lange stumm und unthätig. Tiefe, krankhafte Blässe bedeckte sein Gesicht, ein schmerzlicher Zug spielte wie eine neckende Schlange um seinen Mund, seine schwärmerischen Augen blitzen in hoffnungsloser Begeisterung durch Thränen.

„Weinen? Nein, der Mann weint nicht," rief er, sich ermannend, zu, „er handelt! Mag es denn sein!"

Hastig flog die Feder über das Papier, und beendigte den Brief. „Diesen will ich zuletzt bestellen," sprach er wieder, „denn er enthält den äußersten Schritt, den ein Mensch vor dem allerletzten thun kann. Wie es auch kommt, vor mir selbst werde ich mich nicht erniedrigen. Der Geist ist kein Tagelöhner, obwohl man ihn für überflüssiger hält, als den Holzhacker. — Ich glaube, es

wird gehen. Die Gallerie des Grafen bedarf eines ordnenden, bestimmenden Kataloges, ich hörte ihn davon sprechen, er wird mir dieses bildende Geschäft übertragen. Das führt dann weiter, das kann mir irgendwo ein Secretariat verschaffen, dessen ich mich nicht vor mir zu schämen brauche. Und dann — nun dann, süße, heilige Poesie, nimm einen ewigen Kuß von Deinem dankbaren Jünger!"

„Was wohl Herr Süßlich sagen wird," fuhr er, sich ankleidend, fort, „wenn er mein Anliegen lies't? Ich weiß, daß er mit dem Vater correspondirt, seine letzten Andeutungen klangen wie eine Aufforderung, und Cölestinens Worte kann ich auch so verstehen. Er muß, er muß! Auch glaube ich, der schlaue Schurke fürchtet sich trotz seiner Schlauheit vor mir. Er muß glauben, ich wisse um seinen Sohn und um das Geheimniß, das diesen aus dem Hause jagte. Wie dem auch sein mag, diese Gelegenheit muß ich benutzen, und sollte sie mich selbst in Unannehmlichkeiten verwickeln."

Theobald steckte die Briefe zu sich, kaufte sich in einem Bäckerladen ein kleines Brodchen, und gab seine Briefe auf der Stadtpost ab. Dann verzehrte

er gleich dem niedrigsten Proletarier auf einsamer Promenade das Brod und ging auf die Terrasse, um über dem Anblick der heitern Natur seine trüben Gedanken, die wüste, öde Zukunft, die vor ihm lag, zu vergessen.

Siebentes Kapitel.

Die Kunstausstellung war sehr besucht. Einheimische und Fremde wogten in den weiten, hellen Sälen auf und ab, die Meisten mehr gaffend als schauend und mit Genuß betrachtend. Denn, wie Alles in unserer Zeit, war der Besuch dieser Ausstellungen eine Modesache geworden, und wer sich der vornehmen, gebildeten oder begüterten Welt beizählen wollte, durfte die Beschauung der zahlreichen Gemälde durchaus nicht versäumen.

Unter den Wenigen, die mit Verständniß der Kunst und mit wahrhaftem Genuß die Reihen der aufgestellten Kunstgegenstände betrachteten, befand sich die Baronesse Aurora, von dem Grafen Olbers, dem jungen Guido und ihren beiden Nichten begleitet.

Gewohnt mehr zu prüfen, als zu kritisiren, vermied die junge Frau, während des Beschauens über den Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit zu sprechen. Sie hatte sich diese löbliche Sitte, die allein den Genuß der Kunst zu einem tiefgefühlten, rein ästhetischen macht, auf ihren Reisen in Italien angeeignet und vermochte durch ihren weiblichen Tact, den sie mit Entschiedenheit, doch ohne schroffe Außenseiten geltend machte, auch ihre Umgebungen in die Schranken leiser Beurtheilung zurückzudrängen. Eine solche Frau macht auf Männer von Geist und Bildung stets Eindruck, weil sie die schönen Eigenschaften ihres Geschlechts als ein harmonisches Ganzes nach Außen hin zur Erscheinung bringt. In der Regel sind Frauen schlechte, sehr oft ganz unausstehliche Kunstrichterinnen, vornehmlich solche, die auf Bildung Anspruch machen, diese aber nur in dem modernen Schnitt ihrer fashionablen Kleidung bethätigen können. Diese Frauen machen gern Alles mit, sie gehen deshalb auch auf die Kunstausstellungen, und naiv, wie sie sind, oft auch durch alberne Schmeichler eingebildet gemacht, lassen sie Urtheile über Gemälde und Zeichnungen laut werden, die nur im Munde von Kindern verzeihlich sind. Sie

beurtheilen Alles rein subjectiv, nach ihrem individuellen Gefühl, und finden in Poesie und Kunst nur das gut und schön, was ihren eigenen Herzensregungen entspricht. Die Welt des Großartigen, des Genialen ist ihrem befangenen Blick gänzlich verschlossen.

Aurora, durch glückliche Anlagen, künstlerische Erziehung und ununterbrochenen Umgang mit den Gebildetsten, hatte diese rein weibliche Schwäche völlig abgestreift. Glückliche Dilettantin in der Malerei prüfte sie lange, bevor sie sprach, und hatte es gern, wenn ein freierer Blick als der ihrige, ein hellersehnendes Auge des Geistes ihr die verborgenen Schönheiten eines Gemäldes deuten, das Bedeutsame, Großartige daran ihr zeigen und beleuchten konnte. Sie erkannte einen solchen Fingerzeig dankend an, ohne sich ihm willenlos hinzugeben. Erst nach langer, wiederholter Prüfung billigte oder mißbilligte sie die Bemerkungen ihres Wegweisers, je nachdem sie die Idee der Schönheit in dem fraglichen Kunstwerke auf eine erlaubte oder unerlaubte Weise zur Anschauung gebracht sah.

Eins der ausgestellten Gemälde war ununterbrochen von einer Menge Beschauender dicht um-

stellt, so daß neu Ankommende nur schwer Zutritt erlangen konnten. Auch Aurora mit ihren Begleitern versuchte mehrmals den Gegenstand dieser allgemeinen Verwunderung — Bewunderung wäre nicht der rechte Ausdruck — zu betrachten, mußte aber immer wieder unverrichteter Sache weiter gehen. Hier wurde auch am meisten und lautesten gesprochen, gestritten, verdammt. Ganz entrüstet gingen die Frauen von dannen, kehrten aber immer wieder, um den Gegenstand ihres Abscheues noch einmal zu betrachten und noch lauter darüber abzuurtheilen, den Künstler zu schmähen und zu verdammen.

„Nun, lieber Olbers," sagte Aurora zu dem Grafen, als es diesem endlich gelungen war, einen flüchtigen Blick auf das umdrängte Gemälde zu werfen, „dürfen wir es denn wagen, unsere Neugier im Beisein so vieler entrüsteter Frauen und Mädchen zu befriedigen, ohne uns im Fall einer nicht gleichen Gefühlsäußerung in ihren Augen dem Urtheil der Unnatur auszusetzen? Sie wissen, ich harmonire selten mit meinen guten Schwestern und bin deshalb kein Liebling von ihnen."

„Diesmal, meine Gnädigste, werden Sie ihnen

beistimmen," erwiederte Graf Olbers. „Es ist in der That eine Verirrung des Talents, die man unbegreiflich nennen muß!"

Eine Anzahl Beschauer verließ das Gemälde und verstattete Aurora freien Zutritt. Ihre Nichten hatten kaum den viel besprochenen Gegenstand erblickt, als sie einen leisen Ausruf des Entsetzens hören ließen und sich scheu, verschüchtert zurückzogen. Aurora heftete ihr großes gewölbtes Auge mit ruhiger Klarheit auf das Bild, betrachtete es lange, ohne ein Zeichen des Beifalls oder Mißfallens zu geben und ließ alle Bemerkungen, die inzwischen von andern Hinzutretenden gemacht wurden, unbeachtet an sich abgleiten. Endlich sagte sie zu Olbers:

„Ein großes Bild trotz seines entsetzlichen Gegenstandes! Wenn es dennoch eine Verirrung ist, was ich jetzt noch nicht entscheiden kann, so ist es die Verirrung eines Genies."

Aurora hatte jenes glühende Gemälde von Biard gesehen, das den Sclavenhandel an der Küste von Afrika darstellt. — Graf Olbers schüttelte zu der Bemerkung der Baronesse den Kopf. „Verzeihung,

Gnädigste," gab er zur Antwort, „wenn ich Ihnen diesmal entschieden widerspreche."

„In Gottes Namen, lieber Graf. Entschiedenheit begegnet uns in der heutigen Welt so selten, daß wir sie mit beiden Händen festhalten müssen. Nun, Ihre Gründe?"

„Mich dünkt, gnädige Frau, dieses Gemälde von Biard ist nicht eine bloße Verirrung des Genies oder Talentes —"

„Bitte, unterbrach ihn die Baronesse, „lassen Sie es gefälligst beim Genie bewenden. Ein Talent verirrt sich selten so schön!" Dabei deutete sie glücklich lächelnd auf das Gemälde.

„Also des Genies, wenn Sie denn nicht anders wollen," fuhr Olbers fort, „sondern ein Ausdruck der französischen Depravation, des gänzlichen Ungeschmackes dieser Nation, der sich eben so in ihrer Literatur wie in ihrer Kunst durch Machwerke ausspricht, die alle Schönheit laut und frech verhöhnen, indem sie dort das Laster, hier die Häßlichkeit triumphiren lassen."

„Sind Sie nicht ein Verehrer von Shakespeare?" warf Aurora leicht fragend ein.

„Wie sollte ich nicht? Aber was geht uns Shakespeare bei diesem affreusen Biard an?"

„Mehr, weit mehr, als Sie glauben, lieber Olbers! Sie finden Shakespeare erhaben, herrlich, wie billig, wenn er den wahnsinnigen Lear in Sturm und Wetter rasen läßt, wenn er Makbeth mit den Hexen auf der öden Haide zusammenführt; wenn er die heilige Unschuld im Schlafe mordet und dem armen Glocester von seinen nahen Verwandten die Augen ausreißen läßt. Warum wollen sie nun den armen Maler verdammen, weil er die furchtbaren Mißhandlungen einer ganzen Menschenclasse in Farben eben so ergreifend darstellt, wie der Dichter die Leidenschaften einzelner Menschen in Worten?"

„Weil der Maler nur die affectlose Brutalität, nicht den Zorn und Ingrimm malen, nicht das Unrecht, das er der Menschheit anthut, auch zugleich durch ein versöhnendes Ende wieder gut machen kann."

„Sie beurtheilen die Schönheit nach dem Maßstabe des Mitleides. Demnach würde ein geschlagenes Kind in Ihren Augen erst dann schön sein, wenn zugleich die begütigende, ihm schmeichelnde Hand daneben sichtbar würde."

„Fassen Sie das Kleine größer, gnädige Frau," versetzte Olbers pikirt, „so dürfte sich Ihre Nutzanwendung vielleicht rechtfertigen lassen."

Aurora wendete sich wieder zu dem Gemälde, ohne dem Grafen zu antworten. Auch Guido mit den beiden jungen Mädchen trat wieder hinzu, und alle drei priesen der im Anschaun des eigenthümlichen Kunstwerkes versunkenen Baronesse die Lieblichkeit eines Genrebildes an, das die Besichtigung eines kranken Lammes von Seiten eines Hirten darstellte. Das Bild war recht hübsch, hatte aber gar keinen künstlerischen Werth. Nichts destoweniger waren die jungen Damen und ihr fashionabler Begleiter so entzückt davon, daß sie immer wieder dahin zurückkehrten und die Mädchen nahe daran waren, ihre frischrothen vollen Lippen mit der zierlichen Wolle des kranken Lammes in Berührung zu bringen. Aurora ließ sich aber nicht stören, sie vertröstete die glücklichen unkünstlerischen Seelen durch eine kaum merkliche Neigung ihres sinnigen Hauptes, während all ihre Gedanken in der Betrachtung des Gemäldes aufzugehen schienen. Die wandelnden Gruppen der Beschauer verloren sich nach und nach, Graf Olbers hatte sich zu den Verehrern des

Genrebildes gesellt und fand Aurora bei seiner Zurückkunft noch immer vor dem furchtbar schönen Gemälde.

„Wissen Sie jetzt, gnädige Frau, wie ein Sklavenvoigt seine Cigarre raucht, während er einer jungen Schwarzen das brennende Eisen zwischen die Schultern drückt?" fragte Olbers, ärgerlich über die hartnäckige Aufmerksamkeit der Baronesse.

Aurora warf ihm einen scharfen, schneidend kalten Blick zu, dann sagte sie ruhig: „Ich denke noch oft hierher zurückzukehren, um mir über die Intention des genialen Malers klar zu werden. So furchtbar wahr, so schön in seiner Grausamkeit, kann nur die unverfälschte Darstellung der lebensvollsten Wirklichkeit sich offenbaren!"

Ein Geräusch in ihrem Rücken, verbunden mit einigen kaum verständlichen Worten des Beifalls lenkten die Aufmerksamkeit der Baronesse von dem Gemälde ab. In der Fensternische, halb von der rothseidenen Gardine verhüllt, saß ein junger, elegant gekeideter Mann, der gleich ihr lange unbeachtet das Gemälde angestaunt hatte. Der dazu gewählte Platz war offenbar der günstigste, indem

er Licht und Schatten gleichmäßig auf dem Bilde vertheilte und die einzelnen Gruppen trefflich hervortreten ließ. Die größere Entfernung milderte das Grelle der brennenden Farben und gab dem Gemälde selbst mehr Ruhe, mehr plastische Sanftheit.

„Mein Unbekannter," flüsterte Aurora dem Grafen zu, ihren Mißmuth schnell vergessend. „Ob er schon lange dasitzt?"

Olbers zuckte die Achseln, denn auch er hatte der bisherigen Umgebung nicht geachtet. Theobald fühlte, daß gänzliches Schweigen in seiner Lage unzart, ja unhöflich erscheinen müsse. Er entschloß sich daher, so ungern er mit Fremden in Berührung kam, da es der Zufall einmal so gefügt hatte, einige Worte mit den Anwesenden zu wechseln. Es kam ihm dabei zu statten, daß er Aurora's Ansichten über Kunst ungestört angehört, ihre Opposition gegen den Grafen genau verfolgt hatte. Dies machte ihm Muth, da er nicht ein gänzliches Mißachten besorgen durfte. So wie Aurora's klarer Blick ihn streifte, stand er auf, trat mit einer Verbeugung aus der halbdunklen Nische hervor und bot der Baronesse den verlassenen Platz mit der Bemerkung an,

daß von ihm aus das streitige Gemälde in günstigeres Licht gerückt sich darstelle.

„Sie haben unsern kleinen Streit gehört?“ fragte Aurora, indem sie graziös das schöne Haupt neigend den Platz des jungen Mannes einnahm. „Es war nicht Recht von Ihnen, uns zu belauschen, ohne Ihre eigene Ansicht laut werden zu lassen.“

„Kunstsäle,“ erwiederte Theobald etwas befangen, „sind wie Tempel, in denen man ein unsichtbar Heiliges verehrt, dessen Nähe man nur dann recht tief und innig fühlt, wenn man ihm schweigend Gehör und Gesicht überläßt.“

„Wollen Sie damit sagen, daß wir besser gethan hätten, jenes Gemälde ohne lauten Austausch unserer Ansichten zu betrachten?“ fragte Aurora.

„Nicht doch, gnädige Frau! Ich will damit nur andeuten, daß kein Dritter das Recht hat, das Gespräch zweier Andern zu unterbrechen, wenn er nicht dazu aufgefordert wird. In der Kunst verirren die Ansichten Vieler eben so oft, wie im Leben die unberufenen Rathschläge, und Beides ist immer beklagenswerth!“

Aurora sah Theobald mit ihren gewölbten Augen sinnend an. „Ist dies ein Ausspruch der Er=

fahrung?" fügte sie nach einer Pause hinzu, „oder haben Sie Studium und Nachdenken in Besitz dieses Lehrsatzes gesetzt?"

„Ueber Theobalds bleiches Gesicht flog ein ironisches Lächeln, von dem Fittich einer leisen Röthe getragen. „Ich werde mich freuen, wenn ein klarer, umsichtiger Geist mich eines Andern belehren kann," erwiederte er ausweichend.

Aurora ergriff ihr Lorgnon und betrachtete abermals das Gemälde, während Theobald die Bilderreihe hinabschritt und seine Augen aus der Entfernung abwechselnd bald auf Biards Sclavenhandel, bald auf dem geistvollen Gesicht der Baronesse ruhten.

„Sie werden den jungen Menschen eiltel machen," raunte Graf Olbers Aurora zu. „Er schwatzte schon wie ein Professor der Kunstgeschichte."

„Sie haben sich im Ausdrucke vergriffen, lieber Graf. Der junge Mann schwatzte nicht, er sprach. Und was die Eitelkeit anbelangt, so seien Sie unbesorgt, Guter. Alles Verständniß ist stolz, nie eitel! Man begegnet so selten einem klugen, selbstständigen Geiste, daß man einer so raren Pflanze schon einige Seltsamkeiten vergibt."

Theobald näherte sich der Baronesse wieder und stellte sich, ohne sie anzureden, oder sie in ihren Betrachtungen zu stören, einige Schritte von ihr, an den Pfeiler.

„Glauben Sie," redete ihn Aurora an, „daß dieser Stoff kein wohlgewählter Gegenstand für eine künstlerische Darstellung sei?"

„Geht man von der Behauptung aus," erwiederte Theobald, „daß nur das Schöne an sich Gegenstand der Kunst, der Poesie sein dürfe, dann könnte Biard den härtesten Vorwürfen schwerlich entgehen. Mich dünkt aber, dies hieße die freie geistige Bewegung und die ganze Welt aller Kunst, aller Poesie auf kleinliche Weise beschränken. Nicht der Gegenstand allein, sondern vielmehr die Art der Darstellung, der Geist der Auffassung, die Seele, die der Künstler, der Dichter seinem Gebilde einhaucht, verleihen ihm das kristallene Gewand der Schönheit, oder berauben ihn desselben. Schön kann vor Allem doch immer nur das Wahre sein, und daß Biard wahr gewesen, wird ihm wohl kaum Jemand absprechen wollen."

„Aber die schroffe Auffassung, die Brutalität,

die rohe, gierige Sinnenlust in der Darstellung!" fiel Graf Olbers ein.

„Sollten wir dem Künstler nicht Unrecht thun," entgegnete Theobald, „wenn wir ihm die rohen Ausbrüche eines barbarischen Volkes, die düstre Gluth eines fremden Welttheiles, dessen ganze Natur unsern Gefühlen und Empfindungen fremd ist, als Schuld aufbürden wollen? In dieser großartigen Rohheit, wenn Sie es denn einmal so nennen wollen, hat der Künstler nur sein Genie, seine künstlerische Wahrheitsliebe bethätigt. Daß er das Entsetzliche nicht beschönigt, verdient allein schon Anerkennung, daß er uns aber für den Gegenstand interessirt, daß er uns mit dem brennenden Pfeil seines Pinsels die Herzen electrisirt, das ist ein Beweis seines Künstlerberufes, seines dichterischen Genies! Nehmen Sie dieses Gemälde und stellen Sie es mitten auf dem Markte unter das Volk, glauben Sie, daß hundert Redner, die über die Abschaffung des Sklavenhandels sprechen, so mächtig zu wirken vermöchten, als diese einzige drastische Darstellung?"

Graf Olbers lächelte über die Wärme, mit der

sich der junge Mann des Malers annahm. „Dieser neue Cicero," sagte er zu Aurora, „wird uns noch glauben machen, Monsieur Biard habe im Interesse der Volksmoral sein Bild gemalt."

„Ich gehe nie darauf aus, Proselyten zu machen," entgegnete Theobald indignirt und scharf. „Nur meine Meinung wollte ich ganz und offen aussprechen, da die gnädige Baronesse sie zu erfahren wünschte."

Er verbeugte sich und wollte sich entfernen.

„O, bitte, noch ein Wort!" sprach Aurora mit jenem tönenden Wohllaut der Stimme, den wir bei Frauen immer für ein untrügliches Zeichen eines tief- und zart fühlenden Herzens halten.

„Sie befehlen?" fragte Theobald. Aurora sah ihn mit Theilnahme, mit Herzlichkeit an. „Sie sind selbst Künstler, nicht wahr?" fragte sie.

„Ich liebe die Kunst, ohne sie auszuüben," versetzte Theobald. „Ich weiß, daß man dies im Allgemeinen lächerlich, närrisch findet, aber ich kann es trotz alle dem nicht über mich gewinnen, ihr gleichgiltig den Rücken zu wenden. Es geht mir mit der Kunst und Poesie wie mit dem Himmel. Ich weiß, daß diese tiefblaue Wölbung Luft, nichts

als Luft ist, und doch fühle ich mich seliger, wenn ich dieser Luft den Namen Himmel und den Begriff dieses Himmels beilegen kann. Der Geist des Menschen nährt und sättigt sich zumeist von schönen Täuschungen, ja selbst das Leben, welches wir ein glückliches nennen, besteht nur aus einer ununterbrochenen Reihenfolge solcher schöner Täuschungen."

Während Theobald so zu Aurora sprach, glänzte sein Auge wie verklärt und seine Gesichtszüge nahmen einen eigenthümlich vergeistigten Ausdruck an.

„Ich danke Ihnen wahrhaft," sprach Aurora mit einem reizenden Lächeln. „Sie haben mich beglückt, ich hoffe Ihnen hier wieder zu begegnen."

Theobald verbeugte sich tief gegen die Baronesse, kalt und stolz gegen den Grafen und die übrigen Begleiter Aurora's.

„Das ist ein Schwärmer von ganz eigener Art," sagte Olbers.

„Quel horreur!" rief Guido. „Geht fort, ohne die Damen zu grüßen, ohne mich nur eines Blickes zu würdigen!"

„Das ist schade," versetzte Aurora. „Sein

Blick ist wirklich unbeschreiblich interessant. Wie ärgerlich, daß ich ihn nicht nach seinem Namen gefragt habe!"

„Wozu, gnädige Frau?" fiel Graf Olbers ein. „Leute von solchen Ansichten bedürfen keines Namens. Sie sind eben Schwärmer, amüsante Narren."

„Wissen Sie, Graf, daß es auch recht unamüsante Narren gibt?"

„Zweifle keineswegs daran."

„Gut denn, so bitt' ich, lassen Sie mir die amüsanten Narren unangetastet. Sie taugen wenigstens zu einer hübschen Unterhaltung."

Graf Olbers reichte ihr den Arm. Unter der Thür flüsterte sie ihrem Bedienten einige Worte in's Ohr, worauf sich dieser eiligst entfernte.

„Warum schicken Sie den Menschen fort?" fragte Olbers.

„Er soll mir Bonbons holen, lieber Graf, damit Sie nicht heiser werden, wenn Sie mir heut Abend aus Anastasius Grün's „„letztem Ritter"" vorlesen."

Olbers küßte der jungen Wittwe die Hand und die kleine Gesellschaft verlor sich unter den Linden, deren duftige Blüthen in der stillen warmen Mittagsluft säuselnd auf die Erde herabrieselten.

Achtes Kapitel.

Aurora's Erscheinung würde einen wohlthätigen Eindruck auf Theobald gemacht haben, hätte er sie losgelöst von ihrer Umgebung kennen gelernt. Wir wissen, daß er aristokratischer Sitte hold war. Dessenungeachtet haßte er alles höfelnde Wesen, das so oft für Aristokratismus ausgegeben wird. Er verachtete bloße Worte ohne tiefere Bedeutung, Schmeicheleien, von denen das Herz nichts wußte, und über Alles eine Bildung, die blos an der Schaale des Menschen, wie ein seelenloser Firniß, klebte. Die Gesellschaft der Baronesse schien ihm jener privilegirten Menschenklasse anzugehören, die man für vornehm, für bedeutend hält, weil sie elegante Kleider trägt, ein reines Hochdeutsch spricht und

minder Bemittelten naserümpfend begegnet. In den Augen unseres jungen Freundes setzte diese Umgebung die interessante Frau bedeutend herab. Er hielt auch ihr Benehmen blos für äußern Firniß, für Lebensgewohnheit, wobei die Seele nichts zu thun hatte. Um ihr ihm flüchtig begegnetes Bild schnell zu verwischen, hätte es kaum der bittern Bedrängniß bedurft, in welcher Theobald schon seit längerer Zeit lebte. Nur spärliche Stunden lang vermochten ihn die heitere, frische Natur, ein Gebilde der Kunst oder ein erhabenes Dichterwerk aus dieser täglich sich erneuenden Folterqual zu befreien, in die er immer wieder von Neuem, immer anhaltender zurückstürzte, sobald er die Schwelle seines Wohnzimmers betrat.

Er fühlte, daß nur ein Gewaltschritt ihm Erleichterung verschaffen, ihm irgend eine erfreuliche oder verzweiflungsvolle Gewißheit bringen müsse. — Als er nach Hause kam, fand er einen Zettel als Antwort auf den am Morgen abgegebenen Brief. Dieser Zettel enthielt in sehr unleserlichen Schriftzügen eine Bestellung zu Herrn Süßlich, der seit Jahr und Tag als Particulier in der Hauptstadt lebte, unter der Hand aber, der Sage nach, Wuchergeschäfte

trieb. Theobald wußte, daß dieser Mann, vor dem er im Grunde des Herzens einen tiefen Abscheu hatte, mit seinem Vater in Geschäftsverbindung stand, und deshalb der einzige Mensch war, der, ihm persönlich bekannt, etwas für ihn thun konnte. Mit schwerem Herzen machte sich unser Freund auf den Weg. Süßlichs Haus lag in einer wenig besuchten Straße und hatte von Außen kein sonderliches Ansehen. Ueberhaupt schien Süßlich weniger des bequemen Lebens, als des leichteren Verdienstes wegen die Residenz zu seinem Wohnsitz erwählt zu haben. Denn hier gab es immer Bedürftige und nicht selten Vornehme, denen ihre Stellung schon gebot, den Schein zu bewahren und die deshalb um jeden Preis Geld auftreiben mußten. Es ging das Gerücht, daß Süßlich sich von diesen voll sauge, sie unerbittlich quäle und unermeßliche Reichthümer damit zusammenscharre.

Ein mürrischer Hausknecht oder was sonst für ein Amt der finstere Mensch bekleiden mochte, fragte Theobald nach seinem Begehr und forderte ihn auf, ihm zu folgen. Der Kerl schritt nun brummend über einen engen Hofraum, wo altes Gerümpel, aufgeschlagene Kisten, Packleinewand, eiserne Ballen-

reifen und ähnliche Dinge mehr in großer Unordnung umherlagen und den Weg versperrten. Ein baufälliges Hintergebäude, in dessen Inneres ein finsterer Gang führte, stellte sich Theobalds forschenden Blicken dar.

„Da hinein. Eine Treppe hoch, die erste Thür, links," sagte der finstere Kerl und stolperte wieder zurück.

Theobald betrat, sehr vorsichtig mit den Füßen schlürfend und die Hände vor sich ausstreckend, die Höhle. Sein Herz schlug ihm, als wolle er ein Verbrechen begehen, es war aber nur die Angst der Ungewißheit und ein Gefühl des Zornes, die sein leicht erregbares Blut so in Aufruhr brachten. Stolpernd tappte er die schmale Treppe hinauf, die unter seinen Tritten knackte. Ein fettiger Strick, der an der Seite anstatt der leitenden Lehne befestigt war, schlug ihm wiederholt wie etwas unheimlich Lebendiges, wie eine falsche glatte Schlange, gegen die Füße.

Ein enges Fenster erhellte dürftig einen kleinen Vorsaal, der schmutzig und widerlich aussah, zur Linken verrieth ein dünner Lichtstrahl, der durch die Klinse fiel, das Vorhandensein einer Thür. Theobald

strengte seine Augen an und entdeckte ein Schild an der Thür. Aus halbverwischten Buchstaben sah ihn das so vielsagende Wort „Comptoir" an. Er blieb ein paar Sekunden zaudernd an der verhängnißvollen Thür stehen, da er ein leises Gespräch dahinter vernahm, dann klopfte er an und trat, ohne daß ihm eine Antwort zu Theil ward, in das verräucherte Zimmer.

Dies war ganz geeignet zu dem Geschäft, das darin betrieben ward. Von trüben, zum Theil mit Spinnweben übersponnenen Fenstern nur nothdürftig erleuchtet, glich es auf ein Haar einer modernen Folterkammer, in der zwar keine Henkersknechte mit Daumschrauben und spanischen Stiefeln ihrer Opfer harrten, wo aber ein Mann saß, ein Mann von entsetzlicher Wichtigkeit, an dessen Blick Glück und Unglück, Tod und Leben, Seligkeit und Verdammniß hing! Sein Marterwerkzeug war eine einfache, stumpfe Gänsefeder; sie brachte Befreiung, wenn er sie eintauchte, sie verhing Jammer und Elend, wenn er sie ausgespritzt bei Seite legte.

Im Hintergrunde des nicht sehr großen Zimmers zog sich eine lange pultartige Erhöhung hin, an die sich verlängernd eine Art Ladentisch reihte.

Am Ende rechts war ein niedriges Gitterthürchen angebracht, das stets verschlossen blieb und den Herrn dieser Höhle von seinen Besuchern schied. Er selbst saß auf einem zerrissenen Lehnstuhl, so hoch, daß er eben sowohl die Pulte vor sich, als den Zimmerraum bequem übersehen konnte. Der Mann war von kleinem, gedrungenen Körperbau, trug einen sehr abgetragenen, erbsengelben Rock, der vortrefflich zu seiner Gesichtsfarbe paßte, die verschrumpftem glanzlosen Saffian glich. Graue Haare hingen ihm verworren um die breite, sehr niedrige Stirn, ein weißer, schlecht gepflegter Bart, der am Kinn spitz zulief, beschattete zum Theil das Gesicht, erhöhte aber noch mehr das abschreckende Aussehen des Harpagon. Natternartig blitzende, grünlich-graue Augen, in der Niemand einen Funken Seele erkennen mochte, schossen ihre immer argwöhnischen, schadenfrohen Strahlen unter den überhängenden, buschigen Augenbrauen hervor. Dieser Mann war der Particulier, Bankier und Wucherer Süßlich.

Als Theobald das düstere Zimmer betrat, unterhielt sich Herr Süßlich eben mit einem jungen, sehr hübschen Mädchen, das reinlich und sauber gekleidet

ging und in einem weißen Taschentuche einiges Silberzeug auf die Tafel gelegt hatte. Süßlich achtete des neuen Ankömmlings nicht, sondern fuhr in seiner Unterhaltung mit dem hübschen Kinde fort.

„Wie?" sprach er, den Kopf vorwärts beugend, als habe er das Mädchen nicht recht verstanden. „Zehn Thaler willst Du für den Bettel haben? Und wie lange soll ich warten, ehe Ihr die paar Gräten zusammenhaspelt? Zwei Monate? Kein Gedanke, mein gutes Kind! Nimm das alte Löffelzeug wieder mit, verschacher's an den Juden, wenn Ihr so nöthig Geld braucht, und langt das nicht, so geh' auf die Terrasse, mein Kind! Wenn Du Dein Lärvchen verleihst, so bist Du mit sammt Deiner Mueter für immer aus aller Noth, oder man soll meinen ehrlichen Namen dreimal an den Galgen schlagen!"

Herr Süßlich schlug das Linnentüchlein zusammen und schob es dem zitternden Mädchen hin.

„Sein Sie nicht hart, guter Herr Süßlich," bat das Kind mit flehender Stimme. „Morgen ist Quartal, meine Mutter liegt seit einem Monate krank und wir haben von unserm spärlichen Verdienste den Miethszins nicht erübrigen können."

„Was geht das mich an!" fuhr Herr Süßlich mit seiner herzlosen, schneidenden Stimme das Mädchen an. „Arme Leute müssen nicht krank werden, sie sollten keine Zeit dazu haben. Das ist nur ein Vergnügen für die Reichen!"

„Geben Sie nur acht Thaler, guter, lieber Herr Süßlich," flehte das arme Kind unter strömenden Thränen. „Ich will ja gern für Sie arbeiten, ich will Ihnen ein Hausmützchen sticken in der Nacht, nur sein Sie barmherzig!"

„Trage keine Mützen. Ist ein Luxus, so wie's eine Dummheit von Dir wäre, wenn Du mir umsonst eins sticken wolltest. Lauter Narrethei! Drei Thaler geb' ich und auf vier Wochen von heut' an. Damit Basta! Eßt Schwarzbrod, so werdet Ihr eher satt und braucht weniger, und trinkt, wie ich, keinen Kaffee. Aber das Weibervolk kann ohne das Geschlappe nicht leben! Willst Du?"

Schluchzend schob das Mädchen ihr Tuch dem harten Manne hin. „Geben Sie mir denn drei Thaler," rief ihre jammernde, vom Schmerz erstickte Kinderstimme und streckte dem Wucherer furchtsam die kleine zarte Hand entgegen.

Herr Süßlich tauchte die Feder ein, schrieb ein

paar Zeilen, öffnete dann einen Schubladen und nahm Geld heraus, das er dem Mädchen hinzählte. „Hier" sagte er, „das sind zwei Thaler zweiundzwanzig gute Groschen in Zwanzigern. Schade um das schöne Geld! Und hier unter das Papier schreibst Du Deinen Namen."

„Sie versprachen mir ja drei Thaler?" sagte das zitternde Mädchen.

„Kleine Närrin," lächelte der Wucherer. „Das sind drei Thaler preußisch Courant. Conventionsgeld, liebes Kind, ist heut zu Tage rar und wird mit gar hohem Agio bezahlt."

„Können Sie mir nicht Courant geben? Ich muß es sonst umwechseln und verliere doppelt," stammelte das Mädchen.

„Nichts da! Geld ist Geld! Ich habe kein anderes. Seid froh, daß es noch Menschen gibt, die gutherzig genug sind und Euch helfen. Dafür muß ich mich Tag und Nacht plagen und kann nicht schlafen, so wüst und wirr ist mir der Kopf von dem ewigen Rechnen."

Das Mädchen sah, daß hier alles Bitten fruchtlos sei, unterzeichnete das Papier und schlüpfte hinaus, im Vorbeigehen einen unaussprechlichen Blick

des tiefsten Mitleids auf Theobald werfend. Das Rechtsgefühl unseres Freundes war durch den eben beschriebenen Auftritt so erregt, so beleidigt worden, daß er nahe daran war, die Höhle des Geizhalses zu verlassen, ohne Süßlich eines Wortes zu würdigen. Der Gedanke an seine bedrängte Lage aber und die Möglichkeit der Rettung durch den Beistand des Wucherers bestimmten ihn, zu bleiben.

„Was steht zu Diensten?“ wandte sich Herr Süßlich jetzt fragend an den Wartenden.

„Mein Name ist Theobald.“

„Ah so — so!“ versetzte Herr Süßlich gedehnt, sein Gesicht verlängerte sich bedeutend und ward, wo möglich, noch fahler, noch lederartiger. Während er sich gewichtig in den alten Stuhl zurücklehnte, sein rechtes Bein über das Linke schlug und die Hände über dem Bauche zusammenlegend mit den Daumen zu wirbeln begann, sprach er: „Also mit Herrn Theobald Knickeberg habe ich die Ehre zu reden!“ Da Theobald nichts darauf erwiederte, fuhr er fort. „Hören Sie 'mal, junger Herr, das ist eine wunderliche Geschichte mit Ihnen. Sie sind mir keineswegs empfohlen, wie Sie meinen, im Gegentheil liegen Briefe Ihres ökonomischen Herrn

Vaters, meines vielgeehrten Geschäftsfreundes, vor, die ganz anders lauten. Wissen Sie was? Ich will Ihnen einen Rath geben. Können Sie schreiben?"

„Welche Frage!" fuhr Theobald auf, indem ihm das Blut zu Kopfe stieg.

„Ho, ho! Nur nicht oben hinaus, junger Herr! Wer nichts hat, der muß fein demüthig einherspazieren, sonst stößt er sich's Köpfchen ein. Sie brauchen Geld, schreiben Sie mir. Glaub's gern. Nun gut! Da sucht man jetzt einen Schreiber in dem neu zu errichtenden Eisenbahn-Bureau. Ich kann ihn besetzen, wenn ich ein taugliches Subject dazu finde, und da habe ich denn, wie ich Ihren Brief erhielt, gleich an Sie gedacht, aus Freundschaft für Ihren Herrn Vater."

Theobald bebte vor Zorn. Endlich sagte er mit gewaltsam erkämpfter Mäßigung: „Ich bat um ein Darlehn, Herr Süßlich, nicht um einen Schreiberposten."

„Das Darlehn sollen Sie haben, wenn Sie den Schreiberposten annehmen," versetzte Süßlich entschieden.

„Er paßt nicht für mich," erwiederte Theobald eben so.

Süßlich schoß einen seiner schärfsten, argwöhnischsten Blicke auf den jungen Mann. „Paßt nicht?" wiederholte er, „warum nicht? Sie sind unbeschäftigt, brauchen Geld und Brod, und paßt nicht? Darin seh' ich keinen Menschenverstand."

„Erlauben Sie denn, Herr Süßlich, daß ich Ihnen diesen beibringe," sprach jetzt Theobald höflich-malitiös. „Der Mensch wird entwürdigt, wenn er, seiner persönlichen Freiheit beraubt, Sclavendienste thun muß; der Geist des freien Menschen — und jeder Mensch ist frei — wird geschändet, wenn man von ihm verlangt, er solle sich selbst vergessen und wie ein Mangelpferd täglich mit verbundenen Augen willenlos Knechtsdienste verrichten."

„Das heißt, wenn ich Sie recht verstehe, der Geist soll sein Lebelang ein Faullenzer bleiben," versetzte Süßlich.

„Mit Ihrer Erlaubniß," erwiederte Theobald. „Der Geist faullenzt nie, wie Sie zu sagen belieben, er spaltet aber freilich kein Holz, klopft keine Steine, drischt und mäht nicht, und schreibt mithin

auch keine Eisenbahnrechnungen. Der Geist denkt und schafft im Denken."

„Und was hat er davon, mein junger Freund?"

„Leider in der Regel sehr wenig, man müßte denn den Hohn und die Verachtung, womit ihm der geistlose Handlanger begegnet, der spielend Geld gewinnt, ihm als Dung und Befruchtung zurechnen."

„Nun da sehen Sie klar, daß der Geist verteufelt wenig taugt."

„Wollen Sie den Satz nicht gefälligst umkehren, Herr Süßlich und lieber sagen, daß die Menschen verteufelt wenig taugen?"

„Nein, nein, nein!" erwiederte Süßlich und schüttelte dazu den Kopf ganz eigenthümlich. „Die Menschen, junger Mann, taugen immer, das heißt, die verständigen, die praktischen. Darunter verstehe ich solche, die arbeiten, rüstig arbeiten und zwar in einem allgemein nützlichen Geschäft. Solche brave Menschen bringen es mit Mühe und Schweiß weit, verdienen Geld und gewinnen Macht. Und Geld, mein guter, junger Mensch, Geld ist unter Brüdern immer mehr werth, als ganze Scheffel voll Geist.

Für all Ihren Geist, von dem Sie so viel faseln, geb' ich Ihnen kein preußisches Viergroschenstück!"

Theobald stand wie im Feuer. Die Wahrheit des Gesagten drückte ihn fast zu Boden, weil er fühlte, daß diese gemeine Ansicht durch die ganze Welt geht und heiliger geachtet wird als das Wort des Evangeliums. Nach einer Pause versetzte er:

„Sie schlagen den Geist doch wohl zu niedrig an, Herr Süßlich, oder sehen nur auf den praktischen Nutzen, den er in der Welt hat. Gewiß aber geben Sie mir zu, daß nur der Geist die Segnungen der Buchdruckerkunst, die Maschinen so verschiedener Art, die Schiffsbaukunst, die allmächtige Einführung der Zahlungen durch Wechsel und ähnliche Dinge erfunden hat."

„Wenn Sie das Geist nennen, dann sind wir einig, junger Herr," versetzte der Wucherer. „Ich heiße das Speculation. Haben Sie nun Geist, so erfinden Sie doch auch so 'was."

„Noch etwas," fuhr Theobald fort, „was halten Sie von dem Wirken jener großen Männer, die zur Bildung ihres Volkes durch Wort und Schrift so unsagbar viel beigetragen haben? Von

den großen Malern, Denkern, Dichtern, Componisten?"

„Das will ich Ihnen sagen," sprach Süßlich. „Ich halte von dem Allen gar nichts, rein gar nichts! Denn, daß Sie's nur wissen, Ihre sogenannten großen Männer waren allesammt überspannte Köpfe, machen überspannte Köpfe, bringen nichts Reelles ein, und hatten wenig, sehr wenig Geld. Das hab' ich 'mal in einer Scharteke gelesen bei einem Antiquar, und seitdem hab' ich nichts mehr von ihnen wissen mögen. Gold, Herr, recht viel Gold, ist Bildung. Mit Gold kauf' ich mir alle Weisheit zusammen und alle Weisheit beugt sich vor mir, das heißt vor dem Golde. Denn Gold, sehen Sie, Gold adelt den Menschen, und Gold gewinnt man wieder durch Eisen, ich meine durch Handel mit Eisen."

„Es ist gut, daß nicht alle Menschen so denken," fiel Theobald ein.

„Wer anders denkt, ist ein Narr oder ein Taugenichts, und Geist ohne Nutzen zu stiften, Geist als Zehrbrunnen, sollte als Vagabund vertrieben oder eingesperrt werden. Das wäre vernünftig, praktisch und machte ordentliche Leute."

„Vielleicht auch gemeine Seelen, ohne Großmuth, ohne Hingebung, ohne Liebe!"

„Ist für Gold Alles zu haben. Darum hängen Sie nur frisch Ihren Popanz von Geist an den ersten besten Baum auf. Er kann da als Vogelscheuche noch gute Dienste thun und doch etwas nützen. Soll man meinen ehrlichen Namen dreimal an den Galgen schlagen, wenn ich nicht Recht habe!"

„Wir streiten uns ohne Erfolg, Herr Süßlich, und verlieren dabei unser Geschäft ganz aus den Augen," sprach ableitend Theobald.

„Unser Geschäft? Ei, das ist gemacht!"

„Wie so?"

„Wenn Sie vor lauter närrischem Stolz auf ihren Geist nicht Schreiber werden wollen, so können Sie auch kein Geld von mir erhalten."

„Ich kann aber in meiner Art mehr damit verdienen, als wenn ich eine meiner unwürdige Stellung annehme."

„Ein Schreiberdienst ist ein ehrliches Brod," sagte Süßlich trocken. „Ich will nun einmal nur dem Schreiber Theobald, nicht dem Pinsler und Versemacher Theobald Geld borgen."

„So machen Sie mich unglücklich!“ rief der junge Mann aus.

„Geld ist ein Mittel gegen alles Unglück. Probiren Sie's 'mal.“

„Sie irren sich, Herr Süßlich,“ sagte Theobald wieder ruhiger. „Ich habe sattsame Arbeit, wie sie meinem Sinn, meinem Denken angepaßt ist, Arbeit, die ich liebe, bei der ich meinen geistigen Gesichtskreis erweitere, Arbeit, die mir ein hohes, schönes Bild von der Gesammtheit der Welt vor Augen stellt, mit einem Worte, die meinem Geiste, meinem Drange, meinen Wünschen angemessen ist. Nur, um mich mit ganzer Seele in diese versenken zu können, bedarf ich der geringen Summe, die ich Ihnen genannt habe.“

Süßlich hatte Theobald ruhig ausreden lassen. Jetzt schloß er sein Pult auf und zählte vor dem erstaunten Theobald funfzig blanke Thaler hin, dann stand er selbst von seinem Stuhle auf.

„Hier liegen funfzig Thaler,“ sprach er mit seiner scharfen, herzlosen Stimme. „Diese funfzig Thaler können Sie gegen Quittung und der Zusage, den angetragenen Schreiberdienst anzunehmen, einstreichen. Ihr Herr Vater, das weiß ich, wird

es mir danken, auf diese Weise einen brauchbaren Menschen aus Ihnen gemacht zu haben. Nun?"

Theobald zitterte vor Erbitterung, Wuth, Kummer und innerer Seelenangst. Er mußte sich an die Tafel lehnen, um nicht umzusinken, denn es drehte sich Alles mit ihm im Kreise.

„Zugegriffen, zugegriffen!" sprach Süßlich. „Die Gelegenheit kommt nicht gleich so wieder, soll man meinen ehrlichen Namen dreimal an den Galgen nageln!"

Theobald schleuderte dem Wucherer einen tödtlichen Blick zu, vor dem selbst das freche seelenlose Auge dieses Mannes sich schloß. Er hatte seine Kraft wieder gewonnen. „Nein!" rief er aus. „Verflucht sei das Geld, das ich von Ihnen nehme! Behalten Sie sich Ihren Mammon, der Ihr Geist und Ihr Gott ist! Lieber will ich untergehen und im einsamen Walde verhungern, als um schnödes, elendes Metall mein eigener Seelenverkäufer werden!"

Er strich mit der Hand über die Tafel, daß die blinkenden Thalerstücke klirrend auf die Dielen herabrollten. Dann drückte er den Hut tief in's Gesicht und stolperte eiligst die zerbrechliche Stiege

hinunter. In der freien Luft ward ihm wieder leicht, trotz seiner Armuth. Ihm war, als sei er den Klauen eines Teufels entronnen, aus dem Vorhofe der Hölle entsprungen.

Süßlich lächelte. „Der wird es niemals zu Etwas bringen," sprach er zu sich, indem er die heruntergefallenen Thalerstücke wieder zusammenlas. „Geht wie ein Prinz, ist stolz wie ein Kaiser und wird noch grob, wenn man ihm helfen will. Ja, ja, das macht die französische Revolution!" Er ließ die Thaler einzeln in eine Schwinge fallen. „Funfzig!" sprach er, als der letzte klang. „Gut, daß er fortging. Der Alte wäre mir doch aufsätzig geworden."

Neuntes Kapitel.

Wem je schon einmal ein recht tiefes Weh das Herz zerriß, der wird die Empfindungen ermessen können, die jetzt in der hell goldenen Abendluft Theobalds Seele bestürmten. In solchen Augenblicken bedrückt den leidenden Menschen nichts mehr, als ein glücklich lachender Himmel, eine heiter an ihm vorüberhüpfende Menschengruppe. Es dünkt uns dann Alles Hohn, Alles Verspottung des Kummers, der an unserm Lebensmarke saugt, gegen den uns kein Mittel verliehen ist. Dies Gefühl bemächtigte sich unseres Freundes mit furchtbarer Gewalt, sobald der augenblickliche Rausch der unbegrenzten Freiheit, die er wieder sein nannte, verflogen war. Die letzte Hoffnung, auf die er seine

Zukunft gegründet, war wie Triebsand unter seinen Füßen fortgerollt und zog ihn jetzt immer schneller, immer verderblicher in die strudelnde Strömung hinein, aus der Rettung nicht mehr zu erwarten stand. Er wollte in seine Wohnung zurückkehren, aber er fürchtete die kahlen, stummen Wände, die Enge des Raumes. Sich unter Menschen zu stürzen, war noch bedenklicher, denn ein finsterer Gast wird von den Glücklichen gern verspottet oder mit laut ausgesprochenem Widerwillen gehen geheißen. Selbst die Natur, die ihm sonst immer vertraulich entgegengekommen war, ihn traut und zart in seine Arme geschlossen hatte, selbst diese stieß ihn heut mit der überglücklichen heitern Freudenstirn mitleidslos von sich.

So ging er denn in Gedanken, die zusammenhangslos durch seine Seele zogen, gaßauf gaßab, ohne sich um die Richtung zu kümmern, nach welcher hin der Zufall ihn führte. Darüber sank die Sonne hinter den blauen Bergen, den Purpurschleier wie zum frohen Abschiedsgruß von der schönen Welt hoch über ihr hinabtauchendes Haupt emporschwingend. Es dämmerte, über dem Strome begannen die Elfen ihr verlockendes Schleierspiel, schlangen und schürzten die zierlichen Reigen und

verhüllten sich in Silberduft und mattem Nebelglanz. Es ward dunkel, finster; die Sterne schlugen ihre blitzenden Augen auf und sahen hinab auf die immer stiller, immer todter werdende Stadt. Theobald fühlte von diesem Wandel um sich her nichts. Die Nachtkühle machte keinen Eindruck auf seinen Körper, die hereinbrechende Nacht bemerkte sein Auge nicht, das nach Innen und Außen nur in eine undurchdringliche Finsterniß sah. Erst die leisen Töne eines Liedes, die anfangs wie Windgesäusel, dann heller, endlich verständlich an ihn heranrauschten, rissen ihn aus seinem dumpfen Hinbrüten heraus. Er blieb stehen und sah sich um. Hinter ihm lag im flimmernden Nebel die Stadt mit ihren hohen Thürmen und Palästen. Die Gaslaternen funkelten wie aufgereihte Goldstücke durch die Nacht. Vor ihm breitete sich das weite Flußthal aus, umzäunte Gärten, aus deren Baumesgrün hin und wieder stattliche Häuser sahen, lagen zu beiden Seiten. Aus einem derselben schimmerte Licht, von dorther schien auch der Gesang zu kommen. Theobald trat an den Zaun und lauschte. Die Stimme sang wieder, und zwar das alte Kirchenlied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten rc." Es lag so

viel Rührung, so viel Gottvertrauen und demüthiges Ergeben in dem Ton dieser zitternden, wie von Thränen gedämpften Stimme, daß sie mit eigenthümlicher, unwiderstehlicher Gewalt sein Herz berührte. „Ja wohl," sprach er, die Verse wiederholend, „den wird er wunderbar erhalten!" Er athmete schwer, aber hoffnungsvoll auf, in seinem Auge perlte eine Thräne und schlich sich die Wange hinab. Die Stimme sang noch immer. Theobald konnte nicht widerstehen, er mußte ihr folgen, er mußte wissen, wer noch in so später Stunde sein einsames Glaubensbekenntniß laut dem Ewigen zurief.

Er sprang über den Zaun und ging durch ein kleines Gärtchen auf das Haus zu. Es war eine recht stattliche Wohnung, den geschlossenen Fenstern zufolge aber unbewohnt, bis auf das Erdgeschoß. Auch hier verbargen festgeschlossene Läden das Innere, nur die Stimme und der schmale Lichtstreif verriethen, daß es bewohnt sei. Theobald klinkte an der Thür, sie gab seinem Drucke nach. Er trat in die Hausflur und stand im nächsten Augenblicke in dem Zimmer der Sängerin. Diese war so vertieft in ihre Andacht, daß sie den Fremden nicht sogleich bemerkte und deshalb ruhig fortsang, die Hände

über dem Buche faltend, während häufige Thränen aus ihren gläubigen Augen herabflossen. Erst der ängstliche Ruf einer zweiten Stimme, die hastig und erschrocken fragte „Wer ist da?“ machte die Sängerin verstummen und vermochte sie, einen forschenden Blick in das kleine, unscheinbare Zimmer zu werfen.

Theobald erkannte jetzt das arme Mädchen wieder, das er bei Süßlich getroffen hatte. Ohne erst zu fragen, wußte er die Lage des niedlichen Kindes zu beurtheilen, da er das Nothwendigste ja schon von ihr selbst vernommen hatte.

„Was wollen, was suchen Sie bei uns?“ fragte die kranke Mutter, Theobald mit mißtrauischen Blicken messend. „Hier gibt es nur eine arme kranke Frau, die sich mit ihrer Tochter dreimal des Tages von Kummer und Sorgen sättigt. Wenn sich der feine Herr verirrt hat, mag ihm Pauline den Weg nach der Stadt zeigen.“

„Ach, Mutter!“ sagte das Kind, ihre zarten Hände halb bittend, halb verwundernd emporhebend und zusammenfaltend. „Es ist der Herr, den ich heut gesehen, von dem ich Dir gesagt habe.“

„Ist er's?“ sprach die Kranke. „Nun, da

siehst Du, wie schlecht heut zu Tage die Welt geworden ist! Gehen Sie, mein Herr, gehen Sie! Wir wollen Ihre Hilfe nicht haben, wir wollen arm sterben und, wenn's sein muß, rechtlich verhungern."

Die arme Frau hatte so heftig gesprochen, daß ihre Kräfte dadurch erschöpft worden waren und sie ermattet auf das ärmliche Lager zurücksank.

„Verzeihen Sie, gute Frau, und Sie, liebes Kind," nahm jetzt Theobald das Wort, durch das Mißtrauen der Kranken keineswegs beleidigt. „Mich führt blos der Zufall, keine Absicht hieher, und denke ich darüber nach, so muß ich diesen Zufall für eine Schickung, für eine weise Fügung Gottes halten. Ich bin arm, wie Sie, vielleicht noch ärmer, der fromme Gesang, der zu mir herübertönte und mich meinen verzweifelnden Gedanken entriß, lockte mich herein. Eine unsichtbare Hand führte mich, damit ich das gläubige Gemüth, das mitten in der Dürftigkeit noch so ergeben ist, kennen lernen möchte."

„Ei," sagte die Kranke, sich auf ihrem Lager wieder aufrichtend, „so schöne, glänzende Kleider und arm? Das mag eine wunderliche Armuth sein!"

„Gute Frau," versetzte Theobald, „eben diese bessere Kleidung läßt mich erst recht schmerzlich die Größe meiner Armuth fühlen! Dürfte ich mich in Lumpen hüllen, wahrlich, ich würde glücklicher sein!"

„Vertrauen Sie Gott," sprach jetzt Pauline, die sich von ihrem ersten Erstaunen erholt hatte, „er verläßt Niemand, auch nicht in der größten Noth! Sie haben es mit angehört, wie der genaue, strenge Mann meiner Bitten nicht achtete. Ich verließ sein Haus recht betrübt, recht im Herzen vernichtet, ohne zu wissen, wohin ich mich wenden, wie ich mich und die arme Mutter retten sollte! Da begegnete mir ein alter Herr mit seinem Bedienten, der recht munter unter den Bäumen der Straße lustwandelte. Er sah meine verweinten Augen, meine kummervolle Miene und erkundigte sich so liebevoll nach der Ursache meines Leidens, daß ich ihm den ganzen Hergang unter vielen Thränen erzählte. Da winkte er seinen Bedienten zu sich heran, gab mir nicht allein die fehlende Summe, sondern noch einigemale so viel und ließ mich von dem Bedienten nach Hause geleiten, der später mit Wein und Erfrischungen noch einmal wiederkehrte. So, guter Herr, wird Gott sich auch Ih-

res Kummers erbarmen, wenn sie ihn nur nicht vergessen."

Theobald war gerührt, erschüttert über die schöne Glaubenseinfalt des schuldlosen Naturkindes. Er ergriff ihre Hand und küßte sie, was Pauline ohne Ziererei geschehen ließ.

„Sie sind so gut und rein," sprach er, „daß sich der Himmel schon deswegen über sie erbarmen muß. Nicht Alle, gute Pauline, nicht Alle haben einen gleich großen Anspruch auf so wunderbare Hilfe!"

Ein jäher Schmerz ging bei diesen Worten durch Theobalds Brust. Mußte er sich doch selbst gestehen, daß ihm weder jenes erhabene Gottvertrauen, noch jene unentheiligte Unschuld der Seele innewohnte, in der allein es ungestört weilen darf. Das Wort „Glauben" hatten Wissenschaft, Welt und Leben längst, wenn nicht aus seinem Wörterbuche gestrichen, doch so gänzlich verhüllt, daß er es nicht mehr entdecken konnte. Erst jetzt, dem frommen Kinde gegenüber, fühlte er, welchen unersetzlichen Verlust er dadurch erlitten, wie arm er in seinem Innern geworden war. Er glaubte Bergeslasten tragen zu müssen, so überwältigend mit herber Schärfe nahm

die Ueberzeugung irdischer und geistiger Armuth von seiner Seele Besitz. Sein ganzes Denken, sonst so stolz, so hoch über Andere emporragend, brach in sich selbst zusammen, er hätte es gern für das unklare, aber heilige Glück seiner ersten Kinderjahre vertauscht. In diesem Anfall heftiger Selbstverurtheilung fühlte er sich plötzlich auch körperlich so hinfällig, daß er sich setzen mußte.

Pauline flüsterte der Muttur einige Worte zu, die mürrisch erwiedert wurden. Dann reichte ihm das hübsche Kind Wasser mit etwas Wein und nöthigte ihm einige Früchte zu genießen, die sie einem kleinen Wandschrank entnahm. Theobalds elastische Natur erholte sich bald wieder. Er dankte der freundlichen Geberin und wollte sich entfernen, nachdem er um die Erlaubniß gebeten, sie wieder besuchen zu dürfen. Dies gestattete aber Pauline nicht. Sie drang mit Bitten so lange in ihn, bis er ihr einen Umriß seiner Lage entwarf, dem er aus seinem übrigen Leben so viel hinzufügte, als nöthig und der noch unausgebildeten Fassungskraft des Mädchens angemessen war. Pauline hörte aufmerksam zu, bewegte oft ihr liebliches Köpfchen, schüttelte zuweilen sinnend die braunen Flechten,

schlug die blauen Augen, wie um Rath bittend, zum Himmel auf und gab in aller Weise Zeichen des lebendigsten, ungeheucheltsten Mitgefühles.

„Lieber Herr Theobald," sprach sie dann, denn auch Namen und Wohnung hatte sie erforscht, „grämen Sie sich nicht, daß der harte Mann, der noch dazu Ihr Vetter ist, Sie so schnöde behandelt hat. Gott hat mir geholfen, so ist es meine Pflicht, auch Ihnen zu helfen. Ihr theilnehmender Blick stärkte mich, als ich flehend vor dem Hartherzigen lag. Nehmen Sie, ich bitte, nehmen Sie, was ich von Herzen gern hingebe! Werden Sie heiter, gottvertrauend, und es wird besser gehen! Ihrem Leben werden noch viele, viele Rosen blühen, wenn sie das arme Mädchen schon längst werden vergessen haben."

„Ich Sie vergessen!" rief Theobald aus, während eine nie gefühlte Rührung seine Stimme fast erstickte.

„Segnen, ewig segnen will ich den Tag, an dem ich Dich kennen gelernt! Wenn Jemand, so bist Du es, die mir die Menschen, die Welt wieder in einem heiteren Lichte gezeigt, die mich gelehrt hat, daß Unglück vielleicht nur die unheimlichen

Meteore sind, die die lange Nacht des Lebens mit so erhabenem Glanze schmücken!"

Er zog das fromme Kind an sich, er küßte ihm Stirn und Augen, er fühlte es zittern an seiner Brust und vor dem trauten, seelenvollen Du, das willenlos seinem Munde entschlüpft war, lieblich, wie eine eben aufbrechende Rose, erröthen.

„Pauline!" rief die kranke Mutter. Das Mädchen machte sich mit sanfter Gewalt von Theobald los und nöthigte ihm ein zusammengewickeltes Papier auf, das er endlich, ob auch mit Widerstreben, annehmen mußte, um die Kleine nicht zu beleidigen. Von ihr bis an die Thür begleitet, verließ er das Haus, jetzt eben so vom Glück berauscht, wie noch vor Kurzem von tausend Folterqualen gepeinigt, der trostlosesten Verzweiflung hingegeben.

Ein so wunderbares Geschöpf ist der Mensch! So abhängig von dem Schwanken und Wandel eines bloßen Luftzuges, einer Chimäre, die der Egoismus der Welt zu ihrem Gott erhoben hat. Diese Chimäre war Gold; Gold, dies elende, nichtige Metall, das so todt und kalt in der Hand ruht und doch über alles Leben, so weit die bewohnte Erde reicht, mit furchtbarer Despotenwillkür herrscht.

Theobald, der Verächter Alles dessen, was blos äußerlich war, der Jünger und Priester des Schönen, Edlen, der Verehrer des Geistigen, dieser Theobald fühlte die Last von seiner Seele gewälzt, denn ein zerknittertes Stück Papier, das er kaum bemerkte, ruhte auf seiner linken Brust, wie ein Talisman. Er zürnte sich selbst dieser beruhigenden Stimmung wegen, die über ihn gekommen war; er wollte sich überreden, daß nur Paulinens frommes Auge, ihr ungekünstelter Hochsinn die Ursache dieser Umwandlung sei, und dennoch mußte er sich gleich darauf wieder bekennen, daß ein bedeutender Theil seiner Ruhe verfliegen würde, sollte er sich ohne diesen papiernen Fetzen den nächsten Morgen denken.

„Das ist grauenvoll!“ rief er aus, seine Schritte hemmend, die Hand fest gegen die linke Brust drückend und zum gestirnten Himmel aufblickend. „Welches Schicksal steht in einer Welt bevor, in der Jeder, sei er gebildet oder ungebildet, so fest an dies unselige Metall gekettet ist, daß der Nichtbesitz desselben ihn zum Selbstmörder machen, zu Raub, Verrath, Meineid, zu allen Schändlichkeiten, zu ausgsuchter Sittenlosigkeit verleiten kann! Ist denn die geistige Kraft des Menschen so ohn=

mächtig, daß sie gegen das Umsichgreifen dieser entsetzlichen demoralisirenden Pest kein Mittel ausfindig machen sollte? Wo im Golde die Ehre eines Menschen liegt, mit dessen Nichtvorhandensein seine weltliche Schande entschieden ist, da bereitet sich eine Revolution vor, gegen die alle politischen und religiösen Revolutionen leichte Kinderscherze gewesen sind."

Theobald wagte nicht, die Gedanken, die sich wie finstere Schatten in seinem Kopf drängten, weiter zu verfolgen. Eine Angst überfiel ihn auf's Neue, die als ein Alp, der die allgemeine Menschheit drückt, ihn unaussprechlich beunruhigte. Er lenkte das Auge seiner Seele zurück auf die kindliche Retterin und schwelgte in dem erfreulichen Gedanken, daß der Bedürftige meist auch der Mildthägste sei, worin freilich der unheimliche, ja furchtbare Schluß verborgen lag, daß wachsender Besitz verhärtet, alles Gefühl für Heiliges, Hohes, rein Menschliches langsam abstumpft und einen Egoismus ausbildet, wogegen die Barbarei der Wilden eine Wohlthat ist.

„Sollte dies eine Folge unserer gepriesenen Civilisation sein?" sprach er zu sich selbst, als er spät seine Wohnung erreichte. „Wäre ich jetzt

Staatsmann, so würde ich unbedingt für Abschaffung der Todesstrafe stimmen. Es bedarf deren nicht, sie ist grausam und widernatürlich. Statt derselben verdammte ich die todteswürdigen Verbrecher zu einem Leben ohne Geld, und ich bin gut dafür, daß alle Staaten schon nach wenigen Monaten mit gar kläglichen Petitionen um Wiedereinführung der Todesstrafe einkommen würden. O, Geld, Geld!"

Theobald griff krampfhaft in seine Brusttasche. „Gottlob," sagte er zufrieden, „es ist noch da! Ich glaubte es schon verloren zu haben!"

Er schloß die Hausthür und stieg leise, damit er die andern Hausbewohner nicht störe, die Treppen hinauf.

Zehntes Kapitel.

Es waren mehrere Tage vergangen, ohne daß Theobald Elise besucht oder etwas von ihr gehört hatte. Die tägliche Bedrängniß, die stets wachsende Sorge, die Unruhe, die ihn rastlos nach Hilfe suchend umherjagte, die maßlose Verstimmung, die ihn befiel und von allen Menschen entfernte, am meisten von denen, die er liebte: dies Alles zusammen hielt ihn ab, sich dem stets heitern und zufriedenen Mädchen zu zeigen. Es gibt Menschen, die es nicht begreifen, daß Unglück vereinsamt, die es dem von Kummer und Elend Belagerten hoch aufnehmen, wenn er schweigt, wenn er sie scheinbar vernachlässigt, ohne zu bedenken, daß dies gerade eine Zartheit des Charakters, ein Zeichen

seines fein fühlenden Herzens ist, das der Geliebten nur Liebes darbringen, alle verwundenden Dornen von ihr entfernen und am wenigsten selbst das verletzende Werkzeug werden will.

Dies war der Grund, weshalb Theobald sein Mädchen nicht sehen, nicht sprechen mochte. Im Gedanken, in seinem Herzen trug er sie innig und warm. Auch kannte er ihre Eigenthümlichkeit, wenn er schweigsam neben ihr saß, und die verstimmte ihn noch mehr. Elise hatte nämlich, wie die meisten Frauen, die für den Mann unangenehme Gewohnheit, unablässig nach der Ursache eines auch blos vorüberziehenden Wolkenschattens auf der Stirn des Geliebten zu fragen. Theobald konnte dies nicht ertragen, am wenigsten dann, wenn die kleinen Erbärmlichkeiten des Lebens den Anlaß dazu gaben. Auch war es Grundsatz bei ihm, der aus seiner Charakteranlage sich folgerecht ergab, von unangenehmen Dingen nie mit einem Dritten zu sprechen, wenn von diesem nicht Hilfe, schnelle, sichere Hilfe ohne langes Dazwischenreden zu erwarten stand. Die Menschen nannten das bald Stolz, bald Verschlossenheit, und fanden es ganz unausstehlich, daß Theobald für geleistete Hilfe, von der gelegentlich,

ob auch nur andeutungsweise, gesprochen wurde, keinen Dank hatte. Die kurzsichtigen Menschen! Hätten sie bedacht, daß für ein tief empfängliches Gemüth ein erwarteter Dank schmerzhafter, als ein Dolchstoß ist, sie hätten den jungen Mann sicher mit ihren Andeutungen nicht hartnäckig stumm gemacht. Man scheint lieber undankbar als gewöhnlich, man zerdrückt lieber ein Herz, als daß man sich den klaren Himmel seines Gedankenlebens verdüstern läßt.

Die unerwartete Hilfe durch die Hand der kleinen Pauline hatte Theobald nur augenblicklich gerettet, denn sein dem Grafen gemachter Vorschlag war nicht angenommen worden. Schon der nächste Morgen brachte ihm neue Sorgen, neue, schwere Gänge, die seine stolze Seele unaussprechlich verletzten. Dennoch verschluckte er Alles mit einer Resignation, einer Ruhe, die, hätte ihm Jemand in's Herz sehen können, in Erstaunen gesetzt haben würde. Durch Ausdauer erreichte er endlich einige Frist, und nun schüttelte er den Gram aus seinen Locken, legte die Festagsmiene an und ging zu Elise.

Sie reichte ihm schmollend die Hand. „Ich dachte Du wärst gestorben oder verdorben," sagte

sie empfindlich. Es wird heut der neunte oder zehnte Tag sein, den ich vergeblich mit Sehnsucht und Angst auf Dich harre."

„Du weißt, Liebe," versetzte Theobald, „daß ich immer triftige Gründe habe, wenn ich Dich nicht besuche."

„Das sagst Du immer, und doch erfahre ich nie, worin sie bestehen. Du bist ja Dein eigner Herr und kannst thun, was Du willst."

„Eben deshalb konnte ich nicht zu Dir kommen," sagte Theobald ruhig.

Elise nahm ihre Arbeit vor und ließ schmollend die hübsche Lippe hängen. „Ich glaube, Du bist mir böse?" setzte Theobald hinzu.

„Es kränkt mich, daß Du mich vernachlässigst!"

„Elise!" sagte Theobald sanft und bewegt. „Ich war krank, geistig krank, wie ich es oft bin, und da weißt Du, kann mich nichts, nicht einmal Dein treues Auge, nicht Dein Händedruck, nicht Dein Kuß heilen! Ich habe gelitten, viel gelitten. Jetzt ist es vorüber, die Morgensonne der Hoffnung leuchtet wieder in meinen Gedanken, und die erste Stunde dieses heitern Tages widme ich Dir." Er

zog ihre Hand leise von dem Stickrahmen und drückte sie an seine Lippen. Elise ließ die Nadel sinken, sie schlug langsam die durchsichtigen Lieder auf, lächelte ihn durch Thränen an und sank ihm dann liebkosend an die Brust.

„Was Du ein Mädchen quälen kannst mit Deinen Seltsamkeiten!" sprach sie erheitert, glücklich. „Wenn Du an meiner Seite sitzest, mir vorlies't oder erzählst, dann gehe ich ganz in Dir auf. Ich lebe von Deinem Wort, von Deinem Hauch. Dein Blick durchrieselt mich mit geheimnißreichem Genuß, und kaum bist Du fort, so martert und quält mich Dein Flattersinn! Denn treu bist Du nicht, Theobald! Du müßtest weniger verlockende Augen, weniger Hang zum prächtigen Leben haben, als Dir die Natur gegeben."

Elise sah den Geliebten schalkhaft-fragend, scheu-prüfend an. Als Theobald ihrem Blick begegnete, stand eine fliegende Röthe auf seinem Gesicht. Das Mädchen nahm diese für ein Zeichen von Schuldbewußtsein und Scham, während es doch nur der Herold des verletzten Vertrauens bei Theobald war.

„Siehst Du," fuhr sie fort, „da hab' ich

Dich ertappt!" Ihr Blick war feurig belebt, doch nicht zürnend. Sie liebte Theobald vielleicht um dieser ihm angedichteten Fehlerhaftigkeit willen nur desto inniger. Darin sind die meisten Frauen ein wunderbares Räthsel.

Theobald versuchte sich nie zu rechtfertigen. Er hielt es weder für schicklich, noch für männlich und mußte deshalb sehr oft Unrecht leiden. Es kränkte ihn aber, daß Elise so klein von ihm denken konnte, und weil ihm alles Kleinliche, alle gewöhnliche Lebensansicht zuwider war, schwächte diese Entdeckung an sich seine Neigung zu dem lieben Mädchen. Wo er Mißtrauen, Verdacht entdeckte, da hörte seine unbegrenzte Achtung auf, und untergrub, weil der wahre Mann nur da liebt, wo er achten kann, auch seine Liebe. Elise hatte mit dieser einzigen Aeußerung mehr als durch alle andere weiblichen Schwächen Theobalds innerste Herzensliebe für immer verscherzt."

„Wenn Du es glauben kannst," sagte er höflich-vornehm, „dann wird es wohl wahr sein."

„Nicht einmal entschuldigen kann er sich!" rief ärgerlich triumphirend Elise aus. „Nun ich

sehe schon, daß ich meinen liebenswürdigen Sünder verzeihen muß, wenn ich ihn gut sehen will."

Sie drückte ihm zärtlich die Hand und sah ihm dabei mit einem Lächeln an, das unwiderstehlich ist, weil es nur dem liebenden Weibe vom Himmel gegeben ward. Auch Theobald war nicht stark genug, um hart zu sein. Er vergab dem bittenden Auge der Liebe und verbrachte einige sehr glückliche Stunden bei Elise, die ihm nun mit geläufiger Zunge die Geschichte ihrer letzten acht Lebenstage wahr und zutraulich erzählte. Es lag nichts Großes darin, es waren lauter kleine Begebenheiten, wie sie innerhalb des eingeengten Horizontes eines Mädchens ohne bedeutende geistige Bildung, ohne tieferes Verständniß der Welt und ihrer Zwecke vorkommen können. Nur, weil sie Elisen begegnet waren, weil sie ihr so treu im Gedächtniß geblieben, weil sie ihr so wichtig schienen, nur deshalb hörte ihr Theobald mit Behagen zu. Wie sie zu Ende war, hatte er Alles wieder vergessen.

Es dunkelte schon als er wieder von ihr schied. Sie nöthigte ihn, in ihr kleines Gärtchen zu treten, das sie mit allerhand Blumen eigenhändig schmückte. Während sie aus Resede, Aurikeln, brennender

Liebe, Levkoie, Braut in Haaren und andern bekannten und bei Mädchen immer beziehungsreichen Blumen ein Sträußchen für den Geliebten pflückte und es dann mit Bandgras umwand, ward auch Theobald beredt und durch diese rein weibliche Art zu sein, gerührt.

„Es ist für uns Männer wirklich ein Unglück," sprach er, „daß wir selten die Liebe der Frauen in gleich auffallend hingebender Weise belohnen können. „Was zum Beispiel soll ich thun, um diesem Kinde Pauline zu vergelten, was sie mir geopfert!"

„Pauline! Und das sagst Du mir erst jetzt!" versetzte Elise. „Wer ist denn das hübsche Püppchen, das sich in Deine Vornehmheit vergafft hat?"

„Laß das!" erwiederte Theobald. „Daß ich eben jetzt davon zu reden anfange, mag Dich belehren, wie sehr ich Dich liebe, wenn Du alle eifersüchtigen Gedanken verbannst. — Pauline heißt ein armes Kind, das ich zufällig kennen lernte und das mich der Verzweiflung einer höllenfinstern Stunde entriß."

Elise gab ihm lächelnd mit einer graziösen

Handbewegung den fertigen Strauß. Dann küßte sie ihm auf den Mund und strich ihm mit der weichen warmen Hand die Haare von der hohen, gedankenreichen Stirn. „Nun sprich, Liebster, ich will ganz still, folgsam und gut sein."

Sie legte ihren Arm in den seinigen, und während Beide in den schmalen Gängen des kleinen Gärtchens auf- und niederwandelten, erzählte Theobald Elisen die Erlebnisse seiner letzten Tage. Sie ward davon bis zu Thränen gerührt, küßte ihm oft die Hand und wagte, als er geendigt, ihm schüchtern die kleine Summe anzubieten. „Bitte, theurer, guter, bester Theobald, nimm es! Du wirst mich glücklich damit machen," flehte sie.

Theobald wies das Anerbieten entschieden zurück.

„Ich glaube es," versetzte er, „jetzt in diesem Augenblicke wird es Dich beseligen. Es werden aber Stunden kommen, wo unsere Leidenschaft nicht mehr braust und stürmt, wo wir uns ruhiger gegenüberstehen. Dann, sei versichert, drücken solche Schulden der Liebe, und auch die reinste Neigung reicht nicht aus, ein bitteres Nachgefühl ganz zu verwischen. Die Liebe soll von der Liebe nichts als Kuß und Umarmung entlehnen."

Er hauchte noch einen flüchtigen Kuß auf ihre Stirn und verschwand in der sinkenden Dämmerung.

Als Theobald nach Hause kam, fand er auf seinem Arbeitstische ein duftendes rosarothes Billet von unbekannter Hand, welche den feinen Schriftzügen zufolge einer Frau anzugehören schien. Er drehte es um und um, bevor er es öffnete. Sein Herz klopfte stärker, als er das Siegel brach. Eine Karte fiel heraus mit einer goldenen Baronenkrone und dem Namen „Aurora von Felsburg.“ Auf der Rückseite stand von derselben Hand eine freundliche Einladung zum Thee auf heut Abend.

Theobald schwankte, er fragte seine Wirthin nach dem Ueberbringer des Briefchens. Es sei ein Livréebedienter gewesen, sagte diese, der sich sehr genau erkundigt habe, wann wohl der junge Herr nach Hause kommen werde und mit dem Bescheid fortgegangen sei, daß es um neun Uhr noch grade Zeit wäre.

Es war eben halb vorüber, Theobald beschloß, der Einladung zu folgen. „Langweilige ich mich dachte er, so kann ich mich ja bei Zeiten wieder empfehlen, und finde ich einen interessanten Zirkel

gebildeter, unterrichteter Menschen, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß mir aus dieser Bekanntschaft in Zukunft mancher Nutzen, wenn auch nur durch neue Verbindungen, erwächst." Er kleidete sich rasch um und machte sich auf den Weg nach dem Hause der Baronesse.

Unser Freund hatte Aurora seit ihrem ersten Zusammentreffen noch zweimal auf der Ausstellung gesehen. Beide Male war sie ihm vornehm-freundlich entgegengekommen, hatte um sein Urtheil gebeten und immer ein gehaltenes, interessantes Gespräch über Kunst geführt. Ihre Begleitung hielt sich dann, wie Theobald bemerkte, zurück, wodurch er vor ihren nicht eben klugen Einreden geschützt ward. Während dieser Gespräche, die den jungen Mann erfreuten und ihn seine mißliche, sorgenvolle Lage auf kurze Stunden vergessen machten, hatte er den klugen Geist der schönen Frau, die auf ihre Kenntnisse durchaus nicht eitel zu sein schien, liebgewonnen, wie denn überhaupt alle Neigung bei Theobald sich an geistige Bevorzugung lehnte. Als er ihr zum letzten Male begegnete, tauschten sie ihre Namen aus.

Theobald war schüchtern aber nicht befangen.

Im Vorzimmer der Baronesse trat ihm derselbe Bediente entgegen, den er schon früher in ihrer Begleitung gesehen hatte. „Es ist gut, daß Sie kommen," sagte er zu Theobald, „die gnädige Baronesse hat schon einigemal nach Ihnen gefragt." Er öffnete ihm die Flügelthür und unser Freund trat in einen kleinen, höchst geschmackvoll decorirten und meublirten Salon. In einem Kamin von weißem Marmor brannte, wie zum Schmuck und zur Erhöhung traulicher Häuslichkeit, ein stilles Steinkohlenfeuer. Daneben um einen halbrunden Tisch von dem schönsten Accajouholz, hatte die kleine Gesellschaft auf roth ausgeschlagenen bequemen Lehnstühlen Platz genommen.

Theobald begrüßte die Versammelten und sagte der ihm freundlich entgegenkommenden Baronesse so leise einige Worte des Dankes für ihre Einladung, daß Niemand von den Anwesenden eine Sylbe davon verstehen konnte. Aurora schob einen Stuhl an den ihrigen.

„Bitte," sagte sie mit einer einladenden Handbewegung und einem tiefen innigen Blick ihres großen, blauen Auges. Theobald ließ sich nieder. Aurora, beschäftigt den Thee zu bereiten, wandte

sich zu den Uebrigen, unter denen unser Freund die früheren Bekannten wiederfand. „Herr Theobald," sprach sie, den jungen Mann vorstellend — Sie verzeihen," fuhr sie fort, — daß ich im Augenblick Ihren Geschlechtsnamen vergessen habe. Ich habe kein Gedächtniß für Namen. Geister und Gesichter merke ich mir besser." Dann führte sie unserm Freunde noch einen Herrn Arthur als Maler und den Schriftsteller Emil zu. Beide kannte Theobald aus ihren glücklichen Leistungen und war erfreut, ihnen jetzt auch persönlich näher treten zu können.

Theobald fühlte sich beunruhigt durch die Nähe des schönen Weibes, das so unmittelbar neben ihm die Pflichten einer gastfreien Wirthin ruhig, edel, mit höchster Anmuth erfüllte. Es war nichts Fahriges, nichts Unsicheres und Ruheloses in ihr, was an Frauen, denen es an tieferer Bildung gebricht, so sehr stört, den Umgang mit ihnen so leicht beleidigt. Auch wenn sie etwas zu befehlen hatte, geschah es mit sanfter, wohltönender Stimme, stets weiblich, nicht schreiend oder hastig, was Viele für unerläßlich halten, um gute Hausfrauen vorzustellen. Aurora war in dieser Beziehung das vollkommenste

Widerspiel von Elise, und Theobalds Vergleichung fiel gar nicht zum Vortheil der Letztern aus.

Auf unsern Freund, der die Frauen ruhig und gelassen immer am liebsten hatte, wenn sie nur sonst einer tief verschlossenen Leidenschaftlichkeit nicht entbehrten und von einer keusch zurückgehaltenen Sinnlichkeit getragen wurden, die man aber nur errathen, nicht sehen, nicht wissen durfte, auf ihn machte diese sichere, vollendete weibliche Natur einen höchst wohlthätigen Eindruck. Ueberdies hatte Aurora eine Toilette gemacht, die sie sehr gut kleidete und ihren Wuchs auf das Vortheilhafteste zeigte. Sie trug über ein weißes Kleid einen schwarzseidenen Spençer, der am Halse tief ausgeschnitten die Weiße des stolz gebogenen Nackens prächtig hervorhob. Ihr schönes Haar war über der sinnigen Stirn gescheitelt, ward von einem glatten Silberreif um die Schläfen zusammengehalten und fiel in reichen vollen Locken zu beiden Seiten fast bis auf die Schultern herab. Während Aurora den Thee bereitete, erhielt sie fortwährend das Gespräch im Fluß, das, alles Gewöhnliche bei Seite lassend, sich nur um bedeutende Gegenstände, um geistige Interessen bewegte. Da sie

Theobalds Schüchternheit bemerkte, war sie bemüht, ihn unmerklich in's Gespräch zu ziehen.

„Zwischen Graf Olbers und mir," sagte sie, indem sie Theobald eine Tasse Thee reichte, „ist es seit gestern zum offenen Krieg gekommen. Er hat mir alle französische Kunst so total schlecht gemacht und herabgesetzt, daß ich mich genöthigt sehe, Bundesgenossen zu werben. Arthur ist schon zu mir getreten und ich hoffe, Sie werden mir in dieser Bedrängniß nicht untreu werden."

„Gnädige Frau," versetzte Theobald, „als bloßer Laie habe ich wohl eigentlich in einem so kunstverständigen Kreise kein Urtheil; sind Sie indeß mit dem zufrieden, was Sie größtentheils schon kennen, und halten Sie dies für wahr, so bitte ich den Herrn Grafen, mich ebenfalls als Gegner anzunehmen."

„Ich danke," sagte Aurora. „Um aber unsere freundliche Bekanntschaft nicht durch einen Streit zu feiern, möchte ich Sie bitten, Herr Theobald — erlauben Sie mir, daß ich mich forthin des kürzeren Namens bedienen darf — aus Ihrem geheimnißreichen Dunkel herauszutreten. Sie können doch nicht so vom Himmel herabgefallen sein, wie ein

Meteorstein, und ich bin neben meiner Wißbegierde auch noch neugierig. Also?" — Die Baronesse brach hier ihre Rede ab und heftete ihr großes Auge so bittend auf Theobald, daß in diesem Blick die Vollendung der Frage deutlich genug zu lesen war.

„Sie thun, glaube ich, am besten, wenn Sie mich nehmen, wie ich bin," erwiederte dieser. „Was vorangeht, ehe ich dahin kam, wo ich jetzt stehe, kann nur mir, Niemand anders wichtig sein. Denn ich bin überzeugt, daß Sie nur nach meinem geistigen Geburtsscheine Begehren tragen." Theobald begleitete diese letzte Aeußerung ebenfalls mit einem Blicke, den Aurora mit weiblichem Scharfsinn zu deuten wußte.

„Es ist nicht fein von Ihnen," entgegnete sie, „daß Sie uns so wenig Theilnahme zutrauen. Ihre klaren und ohne Anmaßung gegebenen Urtheile über Kunst, mag Jeder darüber denken wie er will, haben mir Sie lieb gemacht. Ich stehe einsam in der Welt, bin jung und suche noch die Blüthenzeit des Lebens in einer mir zusagenden Weise zu genießen. Da schicke ich denn mein Gesicht und mein Gehör auf Kundschaft aus, und wo diese beiden

Spione Etwas entdecken, das ihnen schmeichelt, suchen sie es durch sanfte Ketten an mich zu fesseln. Können Sie mir das verdenken?"

„Ich fühle mich von Ihrem Vertrauen geehrt, gnädige Frau," sagte Theobald, „und will es zu verdienen suchen."

Er gab hierauf in geschickter Einkleidung einen Abriß seiner geistigen Bildungsgeschichte, die Jedermann genügen mußte. Da er nicht eigentlich erzählend verfuhr, sondern gesprächsweise die bedeutendsten Momente daraus der Gesellschaft mittheilte, beobachtete er die Vorsicht, von allem rein Aeußerlichen hartnäckig zu schweigen, weder seiner Familienverhältnisse, noch seiner übrigen trübseligen Lage zu gedenken, wohl aber die Sehnsucht nach höherer, freierer Ausbildung hindurchblicken zu lassen. Er wollte dadurch zu einer Fortspinnuug des Gesprächs von Seiten Aurora's aufreizen, und der Erfolg ergab, daß er richtig speculirt hatte.

„Sie müssen reisen," sagte Graf Olbers. „Frankreich, England, Italien, vornehmlich Italien, werden Ihnen Anschauungen geben, von denen Sie ihr ganzes Leben hindurch zehren können."

„Ließen sich alle Wünsche befriedigen," ver-

setzte Theobald, „wo kämen dann die vielen Unzufriedenen her!"

„Gehören Sie etwa auch zu dieser Leibgarde des Zeitgeistes?" warf Olbers ein, einen halb spöttischen Blick auf Theobald heftend, „oder helfen Sie gar das laut schreiende Corps der Zerrissenen vermehren, die jetzt Mode werden?".

„Es kommt darauf an, was Sie unter beiden Begriffen verstehen," sagte Theobald ruhig. „Zufrieden bin ich nicht, weil Wünsche, Bedürfnisse in mir leben, die ich nie erreichen kann aus Mangel an den dazu nöthigen Mitteln, und nennen Sie den Kummer darüber, der mich oft beschleicht, Zerrissenheit, so ist sie mein Theil. Nur gestehen Sie dann hoffentlich zu, daß der Grund kein unedler ist."

„Hat man dafür nicht jüngst das prächtige Wort Weltschmerz aufgebracht?" bemerkte der junge Cavalier, sein Gespräch mit den jungen Damen unterbrechend.

„Nein, nein! Das ist Europamüdigkeit," erwiederte Emilie.

„Die Unbefangenen nennen's Geldschmerz," bemerkte Graf Olbers nachlässig. Theobald erröthete

vor Aerger. Er fühlte, daß er auf diese lieblose, gemeine Aeußerung etwas erwiedern müsse.

„Die Theilnahmlosigkeit an fremdem Leid durfte aller geistigen Unbefriedigtheit diesen Ekelnamen beilegen," sagte er nach kurzer Pause, „ich weiß aber doch nicht, ob der mit Glücksgütern Ueberhäufte ein Recht hat, den minder vom Schicksal Begünstigten deshalb zu verspotten. Nicht Jeder kann leicht und spielend große Summen verdienen, der geistig Thätige am wenigsten, weil man, wenigstens in Deutschland, alle geistige Arbeit am schlechtesten zu bezahlen pflegt. Wem nun ein hoher Sinn, ein edles Herz abgeht, der wird bei der so materiellen Richtung unserer Zeit den Mittellosen stets verachten, weil er nicht den Menschen, sondern nur das materielle Gewicht desselben, d. h. sein bewegliches Gut in ihm schätzt. Und in dieser Beziehung mag der Kummer des Unbemittelten, mit geistigen Kräften und dem festen Willen Ausgestatteten, diese zu üben, auszubilden, zu entfalten, in Gottes Namen ein Schmerz nach Gelde genannt werden. Mich dünkt, es gibt dabei nichts zu lachen, nichts zu spotten. Schlimm genug, daß die Menschen die-

sem nichtigen Metall eine so furchtbare Macht zugestanden haben!"

„Das heißt mit kurzen Worten," sprach Olbers, „ein junger Mann, der klug genug ist, ein leidlich vernünftiges Gespräch zu führen, darf unzufrieden, zerrissen und europamüde sein, wenn er nicht nach Italien reisen kann."

„Da Sie meine Worte so auslegen, mögen Sie Ihre Auslegung auch rechtfertigen."

„Es ist eine schöne Sache um ein unabhängiges Vermögen," sagte der Cavalier. „Nicht wahr, gnädigste Baronesse?"

Aurora, die dem Gespräch bisher still beobachtend zugehört hatte, schlug jetzt ihre großen klaren Augen auf, ließ sie prüfend von einer Gestalt auf die andere gleiten und sie dann mit inniger Theilnahme auf Theobald ruhen.

„Sie haben meinen Gedanken und Gefühlen Worte gegeben, lieber Freund," sprach sie. „Wenn es Sie erfreuen kann zu hören, daß nicht alle Vermögende denen gleichen, die Sie geschildert haben, die Ihnen vielleicht begegnet sind, so gebe ich Ihnen

diese Versicherung. Aller Geist, er bethätige sich, auf welche Art er wolle," fuhr Aurora zu der übrigen Gesellschaft gewendet fort, „sollte von den Reichen unterstützt werden. Frühere Jahrhunderte, sogar das letzt vergangene, faßten die Welt so auf. Es hat in allen Zeitaltern Mäcene das Genie's gegeben. Die Fürsten, der Adel machten es sich zur Ehre, die hervorragendsten Geister um sich zu scharren, nicht, um sie zu liebedienernden Sclaven herabzuwürdigen, sondern um ihnen eine würdige, unabhängige Stellung zu sichern, die sie fähig machte, ihre Talente zur Bildung der Welt auszuüben. Sie besaßen Einsehen genug, um zu erkennen, daß Geist mehr werth sei, als alles Gold, daß aber der Geist des Goldes bedarf, um wirken zu können. Sie begriffen aber auch die große Sendung, die erhabene Würde des Geistes und stellten sie deshalb neben sich, als die Fürsten im Reiche der geistigen Macht! — Das neunzehnte Jahrhundert mag Vorzüge anderer Art besitzen, so viel ist gewiß, daß Unterstützung mittelloser Talente ihm gänzlich fern liegt, und der Grund davon ist leider die Sucht, Gold zu verdienen, nur um Gold zu haben.

Die meisten Menschen leben jetzt nur für das Gold, haben das Gold aber nicht, um mittelst desselben wahrhaft zu leben. Ich verstehe nämlich unter Leben ununterbrochene Bildung und Fortentwickelung."

„Diesen Vorwurf können Sie doch dem Adel nicht machen?" engegnete der Cavalier.

„Nicht durchaus," versetzte Aurora. „Es gibt noch einen alten Adelsstamm, der es unter seiner Würde hält, Wechselgeschäfte höher zu achten als den Verkehr mit bedeutenden Menschen. Er wird zeitig genug aussterben. Die Zeit, die Alles nivellirt, untergräbt ihn unmerklich, der reiche Bürger, der auf sein erworbenes Vermögen pocht, strebt nach Grundbesitz, und um von diesem nicht ganz überflügelt zu werden, läßt sich der Adel ebenfalls auf Speculationen ein. Ist es erst so weit gekommen, dann wird man unter Genie's nur Geldmenschen verstehen."

„Da sieht man's, wohin der Einfluß des Bürgerlichen, gemeinen Erwerbssinnes führt!" sagte der Cavalier.

„Ich sehe auch nicht ein," bemerkte Graf Olbers, „warum der Adel unsere Talente von heut

noch unterstützen soll? Schimpfen sie doch auf Alles, was Fürst heißt, hassen Sie doch den Adel und gehen darauf aus, ihn zu stürzen!"

„Nein, meine Gnädigste, gegenwärtig muß man als Mann von Stande und Ehre nur musikalische Talente und Virtuosen protegiren, Alles, was sonst mit der Feder umgeht, mag je eher, je lieber verhungern."

„Gut, daß Sie dies nur in meinem Salon sagen, lieber Olbers," erwiederte Aurora lächelnd, „Sie dürften sonst nicht vor einer gelegentlichen Silhouette sicher sein! Im Grunde haben Sie aber doch wohl Unrecht; denn mich dünkt, jene Angriffe auf Fürsten und Adel rühren davon her, daß man einsieht, wie sie ihrer Stellung zum Volke uneingedenk geworden sind. Der Geist kann irren, aber selten auf die Dauer einen ungerechten Kampf fortsetzen. Er wird sich dem Adel wieder zuwenden, sobald dieser seiner Verpflichtungen erst eingedenk geworden ist. Denn aller Geist ist aristokratisch!"

Mit diesem Ausspruche schnitt die Baronesse das Gespräch ab, da eben zu rechter Zeit der Bediente meldete, daß der Abendtisch angerichtet sei.

Theobald sagte Aurora im Herzen den freundlichsten Dank, ihn in Worten auszusprechen, wagte er nicht, konnte er nicht. Er reichte ihr schüchtern seinen Arm und fühlte sich wunderbar beglückt, als die schöne Gestalt leicht und sylphenartig an seiner Seite wandelte. Noch nie hatte er den wohlthuenden Einfluß einer edlen, klaren Weiblichkeit so ganz und tief empfunden, wie jetzt. In Aurora sah er Alles vereinigt, was er am Weibe liebte: Theilnahme, Verständniß, Lebensform, Ruhe, gehaltenes Betragen, häuslichen Sinn, der jedoch nicht den Blick auf das Große der Welt trübte, und eine hohe, reine Sittlichkeit, die es verschmähte, auch nur durch ein gemeines Wort die keusche Lippe zu beflecken. So wollte Theobald die Frauen. Es war daher sehr natürlich, daß Elisens Bild vor Aurora verschwinden mußte.

Das Gespräch über Tisch war heiter und geistig belebt. Graf Olbers erzählte recht anmuthig Anecdoten aus seinem Kriegerleben, auch die jungen Mädchen zeigten sich liebenswürdig und aufgeweckt. Beim Abschiede lud die Baronesse Theobald zu recht baldiger Wiederholung seines Besuches ein. Sie

habe noch viel mit ihm zu sprechen, sagte sie. Als Theobald ihre schmale weiße Hand küßte, glaubte er zu bemerken, daß sie zitterte. Er trennte sich von den Uebrigen und ging erhoben, ja sogar glücklich in seine einsame Wohnung.

Eilftes Kapitel.

Es ist schon früher angedeutet worden, daß Herr Süßlich mit Theobald's Vater in langjähriger Geschäftsverbindung stand. Knickeberg hätte sich von dem intriguanten Manne gern los gemacht, wäre dies ohne große Verluste möglich gewesen. So gebunden suchte er ihn wenigstens zu benutzen, und brauchte ihn deshalb als eine Art Spion, der seinen excentrischen Sohn im Geheimen beobachten und in einem gewissen Sinne wohl auch überwachen sollte. Für Süßlich war dieser Auftrag ein wahres Vergnügen. Er haßte Theobald, hatte ihn von Jugend auf gehaßt. Der junge Mann war ihm zu offen, zu redlich, zu wahrheitsliebend. Verachtete er doch das Gold als bloßes Gold, mochte von

Sammlung eitler Schätze nichts wissen, und betrachtete Jeden, dessen Augenmerk unablässig nur auf den Verdienst gerichtet, dem also der Verdienst Lebensaufgabe war, mit Mißtrauen. Herr Süßlich kannte die Abneigung des Vaters gegen Theobald, er wußte, daß der Gutsbesitzer mit den Bestrebungen des jungen Mannes nichts weniger als einverstanden war, und es schien ihm ein ganz verdienstliches Werk zu sein, wenn er mittelbar oder unmittelbar dazu beitrage, den jungen Thoren entweder zu bekehren oder zu vernichten. Wie das Ende sich gestalten werde, war ihm ganz gleichgiltig.

Aus diesen Gründen hatte der reiche Mann nicht unterlassen, die uns bekannt gewordene Unterredung mit Theobald und dessen Ansuchen an Knickeberg zu berichten, und wir müssen uns nun nach dem Eindrucke erkundigen, den eine solche Nachricht auf diesen und die übrige Familie gemacht hatte.

Die Heuärndte war in vollem Gange, die Wiesen lagen in duftenden Scheiben und wurden von rüstigen Mägden bei stechendem Sonnenschein gewendet. Frau Adelheid, die gern immer nach biblischen Vorschriften handelte, weil sie dann fest überzeugt war, daß sie recht thue, meinte,

Jedermann sei seines Lohnes werth, und bereitete daher ein kühlendes, kräftiges Getränk aus Essig und Wasser, mit dem belastet sie in Gesellschaft Cölestinens auf das Feld hinausging, das sich an dem breiten Hügelrücken hinzog, von dem aus man die nahen Gebirge und die großen Fabriken übersehen konnte. Im Mittag stand ein finsteres Gewölk, das oft von röthlichen Blitzen hundertzackig zerrissen wurde. Die Luft war schwül und drückend heiß. Auf den Rainen erhoben zahllose Grillen ihren zirpenden Gesang. Bunte Schmetterlinge wiegten sich auf den dunkelrothen Blüthen des zierlichen Mohnes, der aus den frischgrünen Haferfluren seine leuchtenden Häupter erhob.

„Mutter, heut setzt es ein Gewitter," sagte Cölestine, indem sie die schwere Kanne, deren Oeffnung mit einem angefeuchteten Tuche zugebunden war, auf den Rain stellte, und sich den Schweiß mit dem feinen linnenen Taschentuche von dem erhitzten Gesicht trocknete. „Das sieht ja dort oben über Sommerberg und Malzdorf so schwarz aus, wie in einem Backofen, ach und wie's schon blitzt! Wenn nur keine Schloßen kommen!"

„Der Himmel geb's gnädig!" versetzte Frau

Adelheid und nahm die Kanne auf. Cölestine wollte sie die Mutter nicht tragen lassen, mußte es aber doch gestatten. „Weißt Du was, Mutter," sagte sie, als sie ein paar hundert Schritte die Berglehne hinaufgeschritten waren und Adelheid keuchend still stand, „wenn das Gewitter vor fünf Uhr heraufkommt, dann schlägt's doppelt und dreifach ein, denn bis dahin ist das Heu noch nicht in die Scheuer gebracht."

„Laß uns eilen," erwiederte die Mutter. „Wenn sie sich recht dazu halten, können sie doch noch fertig werden. Dort kommt ja schon Benjamin mit dem Wagen. Wo nur der Vater so lange bleibt?"

„Die Hitze wird ihn in den Türken getrieben haben," meinte Cölestine, ergriff mit ihrer linken Hand die rechte der Mutter, um die Last der Kanne weniger zu fühlen und eilte möglichst schnell der Wiese zu. Die Arbeiter häuften das duftende Heu eben in große Schober auf und strengten sich in jeder Weise an, um noch vor dem Herannahen des Wetters den schönen Ertrag der Wiese in Sicherheit zu bringen.

„Da trinkt einmal," sagte Cölestine, „damit ihr mir nicht wie die Fliegen umfallt. Macht, daß

wir das Heu trocken hereinkriegen und ihr sollt zum Abend eine Semmelmilch haben!"

Während die Kanne rund herumging, versuchten Adelheid und Cölestine die Heuhaufen. Sie waren so dürr, daß man das Futter zerreiben konnte. Benjamin, der Knecht, trieb die Pferde an, und die Mägde legten Hand an, um das Heu aufzuladen. Indem kam der Gutsbesitzer Knickeberg quer über's Feld hergeschritten. Er hatte den grauen Rock, den er gewöhnlich trug, aufgeknöpft, ihn mit dem untergelegten linken Arm auf dem Rücken zusammengefaßt und das Halstuch abgebunden. So stiefelte er über eine dürftige Kleebrache, die zur Hälfte schon abgemäht war.

„Da kommt der Vater," sagte Cölestine. „Er scheint recht müde zu sein. Am Ende hat er doch keinen Handel gemacht."

„Verdrießlich genug sieht er aus," versetzte die Mutter. „Komm, wir wollen ihm entgegen gehen! Vielleicht erheitert es ihn, wenn er hört, daß das erste Heu so gut gerathen ist."

Cölestine hüpfte, Adelheid ging dem Vater entgegen. „Ei, Väterchen, bist Du erhitzt!" sagte die Tochter, dem Vater mit der Hand über die

Stirn fahrend. „Komm, setze Dich dort hinter den Schober im Schatten, daß Du Dich abkühlst! Das ist 'mal ein prächtiges Heu, Vater! Da freue ich mich schon auf den Herbst, wenn's an ein Dürrefüttern geht!"

„Guten Tag, lieber Mann! 's ist Dir wohl recht sauer geworden?" fragte Adelheid, ihm die Hand drückend. Knickeberg sagte aber weder guten Tag noch guten Weg, noch erwiederte er den Händedruck der Liebe. Als sei Niemand um ihn, schritt er, ohne zu reden, fürbaß grade auf die Wiese zu, steckte in den ersten besten Heuhaufen seine Hand, schüttelte die feinen Gräser wieder ab, fuhr sich über die Stirn, riß die Mütze vom Kopfe und warf sie in einem wirklich kunstreichen Bogen über drei bis vier Schober nach dem Haferfelde, an dessen Rande sie niederfiel, ging dem so angedeuteten Ziele nach und streckte sich der Länge nach daneben auf die Wiese, grade an einer Stelle, wo die Sonne furchtbar brannte.

Mutter und Tochter sahen sich verwundert und ängstlich an, indem sie dem Schweigsamen folgten.

„Was gibt's nur?" sagte Adelheid leise. „Er

war doch ganz heiter als er heut Morgen fortging! Was kann ihm denn begegnet sein?"

„Wie ich Dir sage, Mutter," versetzte Cölestine, „es ist weiter nichts, als das Gewitter. Da hat er gedacht, das kommt herauf, ehe das Heu dürr ist. Faul sind die Leute auch, wenn ich nicht zu Hause bin, es wird naß, dann fängts auf dem Heuboden an zu kochen und zu dunsten, Alles verdirbt mir, das Vieh kriegt die Seuche und ich habe mich umsonst gemartert und geplagt, ohne einen Dank zu erhalten, so groß wie eine Priese Schnupftabak! So ist's, Mutter, kein Haar anders! Ich kenne Vaters Philosophien! Aber laß mich nur machen, er soll schon wieder gut werden!"

Beide setzten sich neben den Liegenden nieder. „Es zieht recht auf," sagte die Mutter.

„Meinetwegen," versetzte Knickeberg. „Dann haben's die Kerle bequem. Sie brauchen den Mist nicht erst auf den Boden zu schaffen."

„Aber Vater!" ermahnte Adelheid.

„Das Heu wird hereinkommen, ohne nur besprengt zu werden," versetzte Cölestine recht zuversichtlich. „Die Leute thun ihre Pflicht und das

Wetter braucht wenigstens noch zwei Stunden, eh' es sich entladet."

„Du weißt immer Alles besser," sagte Knickeberg. „Hast Du etwa mit dem Winde gebriefwechselt? Wunderbar wär's nicht, denn jetzt wird das Unmögliche möglich gemacht. Nächstens wird sich noch eine Fabrik aufthun, die den Mondschein zu Damenhandschuhen verarbeitet."

„Heut Abend kriegen die Mäher auch eine Semmelmilch," warf Cölestine ein.

„Auch noch?" fuhr Knickeberg heraus. „Dann bitt' ich mir eine Wassersuppe aus. Wenn's Gesinde schwelgt, muß der Herr sparen. Wieder ein Schritt tiefer in die verkehrte Welt hinein. Das geht Alles mit Dampfmeilenstiefeln."

„Die sollst Du haben," fuhr Cölestine fort, ohne sich stören zu lassen oder auf des Vaters Räsonnement einzugehen, „und nachher eine tüchtige Portion Buttereier."

„Bist Du mit dem Müller einig geworden?" fragte Adelheid.

„Ja."

„Kauft er viel?"

„Den ganzen Plunder, wenn ich die Zahlung

in Gold nehme. Gold, Gold! Ueber die Menschen! Als ob ich mir für Gold Brod kaufen könnte!"

„Nun das wäre auch sehr überflüssig, Väterchen, da wir selbst backen," sagte Cölestine.

Knickeberg brummte, ärgerlich über den Widerspruch, und sah verdrossen in das heraufziehende Wetter.

„Ist Dir 'was zugestoßen, lieber Mann?" fragte Adelheid nach einer Weile.

„Und das 'was Ordentliches," versetzte Knickeberg, „Süßlich hat mir geschrieben. Da ist der Wisch!"

Er richtete sich auf und zog den Brief aus der Brusttasche. „'s ist eine prächtige Geschichte," fuhr er fort, indem ein höhnisches Lächeln sein wohlgenährtes Gesicht überflog. „Was so 'n eingebildeter Junge seinen Aeltern für Freude machen kann, das glaubt kein Mensch!"

Cölestine erblaßte, Adelheid fragte schüchtern, was Herr Süßlich geschrieben habe?

„Justement das, was ich vor einem halben Jahre prophezeit habe," sprach Knickeberg weiter, froh, endlich in den Zug zu kommen und seinen

Aerger aussprudeln zu können. „Da hat der Esel nun doch herumgefirlefanzt, gekunstliebhabert, gepinselt, gekratzt und gekleckst, hat geschrieben Ernsthaftes und Lächerliches, ist mit allen Potentaten und Prinzessinnen schon auf „Komm her und geh' mit mir in die Pilze" und hat nicht 's Salz in die Suppe, nicht die Wichse für die eleganten Schuhe."

„Das ist Verleumdung," versetzte Cölestine. „Herr Süßlich war dem Bruder nie zugethan."

„Wahrheit ist's, helle, blanke Wahrheit!" betheuerte Knickeberg. „Ich kann den Süßlich auch nicht leiden, aber ein praktischer Kopf ist's, und was er sagt, das kann er beweisen. Leset den Brief. Darin steht's geschrieben mit einer Pfote, für die ein Gelehrter seinen letzten Rock hingeben würde, wenn's zufällig griechisch wäre, daß unser sauberes Früchtchen Geld von ihm hat borgen wollen, baares Geld, sag' ich Euch! Hat's ihm aber rund abgeschlagen, nachdem er ihm vorher vernünftig zugesprochen, was bei dem hochmüthigen Herrn nicht verfangen hat. Nun, Jungfer Guckin'sherz," wandte er sich zu Cölestine, „wo bleiben denn jetzt die großen Dinge, die Du prophezeit hast? Ein Pflastertreter, ein Sonnenbruder, ein Himmelgucker,

ein Mädchenjäger, sind das etwa große Mannstugenden, he?"

„Mag Herr Süßlich schreiben, was er will," erwiederte Cölestine unerschrocken, „es ist gewiß ganz anders gewesen. In Noth kann Jeder gerathen."

„Wer aber durch seine Schuld hineingeräth, der soll darin stecken bleiben und meinetwegen auch drin umkommen, so wahr ich hoffe —"

„Vermiß Dich nicht, lieber Mann!" bat Adelheid. „Eine ruhige Stunde bringt Dich auf andere Gedanken."

„Nein!" entgegnete Knickeberg hartnäckig. „Hat er sich die Brautsuppe eingebrockt, so soll er sie auch ausessen, und wenn sie so dick wird, daß der Löffel drin stehen bleibt. Wort muß gehalten werden, und was Jemand verspricht, das soll er thun. Hat der Junge wirklich Grütze im Kopfe — nur nicht Haidegrütze — so wird er sich zu helfen wissen und dann will ich ihn unterstützen; ist er aber, wie ich glaube, ein wohlgedrehter Dummhut, so mag er hinfahren, wohin er will; denn wenn solch Volk umkommt, blasen die Engel die Schalmeien. Das ist mein letztes Wort, basta! —"

Knickeberg, jetzt etwas freundlicher aussehend,

stand auf. Auch die Frauen erhoben sich. Ueber den Gebirgen blitzte es ununterbrochen, der Donner grollte in weiter Ferne. „Es ist Zeit, aufzubrechen, sonst wäscht uns der Himmel noch die Pelze," sagte der Gutsbesitzer. „Ich könnt's zufrieden sein, vielleicht brauchte ich dann weniger Seife zu kaufen."

Mit dieser Anspielung auf Adelheids Verschwendung schlang er sich das Halstuch locker um den Hals, knietschte den Brief von Süßlich vollends zusammen und stopfte ihn in die Seitentasche. Das Heu war inzwischen glücklich aufgeladen worden und der Gutsbesitzer ermunterte den Knecht, sich zu beeilen. Darauf ging er quer über die Wiese nach dem Feldraine, ohne sich weiter um die nachfolgenden Frauen zu bekümmern, die von dem Gehörten in nicht geringe Sorgen versetzt worden waren.

Glücklicherweise ward das Heu noch vor Ausbruch des Wetters eingebracht, was den Vater unseres Helden bedeutend erheiterte. Ein Besuch des Pastors, mit dem er sich gern aussprach, trug noch mehr dazu bei, ihm den Aerger zu vertreiben, und auch die Mienen der bestürzten Mutter und Tochter wieder in etwas aufzuhellen.

„Schönes Heu," sagte Pfnorr, nachdem er

den Gutsbesitzer durch einen Handschlag begrüßt hatte. „Sie haben doch Alles ganz aparte."

„Ihr Wiesewachs ist noch besser, Herr Pastor, nur lassen Sie das Gras zu lange stehen. Das macht's hart und gibt dann kein gutes Winterfutter."

„Hm!" sagte Pfnorr. „Man hat auch seine Ansichten."

„Erfahrung ist der beste Wirth," fiel Knickeberg ein. „Cölestine, meinen Schlafrock und die Pantoffeln! Sie erlauben, Herr Pastor. Ich bin heut den ganzen halben Tag in der Hitze herumgetrabt, habe mich geärgert nach Noten und mag heut nicht mehr aus dem Neste gehen."

„Bitte, bitte, machen Sie sich's bequem!"

Cölestine brachte dem Vater Schlafrock und Pantoffeln, Adelheid trug den Kaffee auf, schob Stühle an den Tisch und nöthigte den Pastor, Platz zu nehmen. Knickeberg sah sich um, als suche er etwas, als er aber seine Tochter mit der dampfenden Pfeife im Munde, den Wachsstock in der Hand erblickte, lächelte er ihr freundlich zu und kniff ihr sanft in die Backen, indem er fortrauchend sprach:

„Schön, mei' Tochter! Immer flink und aufmerksam, das gibt eine tüchtige deutsche Hausfrau."

Pastor Pfnorr rauchte ebenfalls seine Pfeife an, ließ den weißblauen Rauch höchst kunstreich in einem festen Strahle dicht an der Nase vorbei in die Luft steigen, prüfte auf diese Weise das edle Kraut und sagte schmunzelnd, indem er die volle Tasse zum Munde führte: „Ja, ja! Aechter Colorado ist schon ein vortreffliches Gewächs!"

„Nichts Neues, Herr Pastor?" fragte Knickeberg. „Kein Unkraut im Weinberge des Herrn? Keine Teufelsstreiche im Reiche Gottes?"

„Nicht das ich wüßte, Verehrtester! Hm, hm! Morgen kommen erst die neuen Zeitungen, das heißt die vom letzten Monate. Da gibt's wieder 'was zu studieren, zu denken und zu verdauen!"

„Dann kann ich Ihnen etwas Besonderes mittheilen," sagte Knickeberg.

„Das wäre! Sehn S' emal!" meinte Pastor Pfnorr.

Adelheid, die auf dem Gesicht ihres Mannes den Gegenstand seiner Mittheilung errieth, entfernte sich seufzend, Cölestine sprach ihr Muth zu und

versicherte sie, daß sich Alles mit der Zeit noch werde schlichten lassen.

„Erinnern Sie sich noch, Herr Pastor," hob der Gutsbesitzer an, „wie wir hier auf demselben Platze vor vielen, vielen Jahren einmal großen Rath hielten über meinen Jungen, den Theobald?"

„Hm, es ist mir so! Ja, ja!" sagte Pfnorr, nachdenkliche Züge aus seiner Pfeife saugend. „Es war, glaub' ich, von seinen Mängeln an Fähigkeiten die Rede."

„So irgend 'was über Dummejungenschaft und Narrethei gab's zu verhandeln," fuhr Knickeberg fort. „Er ist seitdem nicht klüger geworden, wie Sie wissen, und jetzt, können Sie's glauben, jetzt geht er gar betteln."

„Betteln? Ne, was Sie sagen!"

„Betteln, pumpen, wie Sie wollen," sagte Knickeberg, ein paar Zwiebacke zermalmend.

„Pumpen, mein Werthester," fiel Pfnorr belehrend ein, „pumpen hat nichts gemein mit Bettelei."

„Dann ist's doch gemein, wie's Betteln."

„Hm! Solches möchte ich, mich zurückversetzend in die glücklichen Jahre der Jugend, einigermaßen

bestreiten," erwiederte der Pastor höchst bedächtig. „Zu meiner Zeit verstand man wenigstens unter „Pumpen" eine höchst ehrenwerth gemachte Anleihe. Es gab damals sogar Hauptpumper. So nannten wir nämlich die geschickten jungen Leute, welche es verstanden, Jahr aus Jahr ein nur vom Pump flott zu leben. Und dazu, bester Knickeberg, gehörte ein ausgebildetes, großes Pumptalent."

„Ehrlich gesprochen, Herr Pastor," fiel Knickeberg ein, „so halte ich weder vom betteln, noch vom borgen, noch vom pumpen etwas, gesetzt auch, Sie selber hätten in dieser Kunst excellirt.

„O, bitte, bitte —"

„So viel nur ist gewiß," fuhr Knickeberg fort, „daß der Gegenstand unserer damaligen Berathung, mein großer Bengel Theobald, sich auf diese Pumpbettelei verlegt hat. Man sagt, dies sei genial!" setzte er bitter lächelnd hinzu.

Pastor Pfnorr hing den Kopf, wie ein Schaf, das die Drehe hat. Auf seinem halboffenen Munde schwankte noch ein dünner Rauchstengel, der aus Mangel an Nahrung in leichte Kräusel zerfloß. „Wissen Sie, Bester, was da hilft?" fragte er

nach längerem Schweigen, während dem der Gutsbesitzer eine Tasse Kaffee trank.

„Nein," versetzte dieser kurz. „Wissen Sie's?"

„Ja!" sagte Pfnorr. „Da hilft am besten und sichersten Geld."

„Sie sind ein wahrer Salomo!" rief Knickeberg.

„Ja," fuhr der Pastor fort, „Geld, das Sie ihm hinschicken. Das wird Ihren Sohn rühren und klug machen. Denn Geld ist ein Tröster in jeder Noth."

„Pros't de Mahlzeit!" sagte Knickeberg. „Auf den Trost soll er bei mir warten bis an sein seliges Ende. Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen, steht in der Schrift, und just darnach will ich mich richten. 's ist mir nur um meinen ehrlichen Namen."

„Haben Sie sonst nichts von ihm gehört?" fragte Pfnorr.

„Kein Sterbenswörtchen! Er schreibt zwar zuweilen, aber da hängt der Himmel immer voller Geigen. Das wird wohl ein Pump auf seine zukünftigen Glücksumstände sein! Genug, so ein Mensch ist mir noch nicht vorgekommen."

„Ja, ja, Sie haben Recht," versetzte der Pa-

stor. „Ein Genie oder ein Taugenichts, 's wird wohl nicht anders sein."

„Sagen Sie mir," sprach Knickeberg, „wozu gibt's denn eigentlich Genie's in der Welt, wenn die Raçe so curios ist, daß sie ein anderer ehrlicher Mensch von altem Schrot und Korn nicht eher erkennen kann, als bis sie so ziemlich schon spatlahm geworden ist? Können Sie mir das erklären?"

„Es muß doch seine Gründe haben," meinte Pfnorr.

„Aber welche?" fragte Knickeberg ungeduldig.

„Bester Herr Knickeberg," versetzte Pfnorr und klopfte seine Pfeife aus, „sie sind unergründlich, wie es eben das Genie selber auch ist."

„Danke für gütigen Bescheid," sagte der Gutsbesitzer verdrossen. „Bei Ihnen kann man klug werden." Pfnorr lächelte gutmüthig. Knickeberg stand auf und holte das Schachbrett. „Ist ein Tricktrack gefällig?"

„Immer zu dienen," sagte Pfnorr.

Knickeberg schlug das Brett auf und ordnete seine Steine. „Cölestine!"

Die Gerufene steckte ihr Köpfchen durch die halbgeöffnete Thür herein. „Was gibt's, Väterchen?"

„Wo steckt denn die Mutter, Kind?"

„Mutter siedet Krebse."

„Krebse? Wo hat sie denn die her?"

„Von Gotthold."

„Und der?"

„Hat sie drüben im Waldbache gefangen."

„Doch ein guter Junge!" brummte Knickeberg. „Noch eine Pfeife!" sagte er, die ausgerauchte der Tochter hinreichend. „Stopfe sie hübsch locker, der Tabak ist fein."

Cölestine nickte beistimmend lächelnd und brachte nach einer Weile die neugestopfte Pfeife brennend zurück. Knickeberg nahm sie mit zufriedener Miene und spielte eifrig mit dem Pastor seine Partie.

Zwölftes Kapitel.

Inzwischen litt unser Freund noch immer. Seine äußerliche Lage hatte sich eher verschlimmert, als verbessert, und er wußte in der That nicht mehr, wie er sich ehrlich aus der täglich wachsenden Noth herausarbeiten sollte. Jedes erlaubte Mittel blieb fruchtlos, alle Unternehmungen, alle Anerbietungen scheiterten, und was ihm am meisten kränkte, war, daß er täglich mit ansehen mußte, wie gewissenlose Charlatane leicht Eingang fanden, wie man ihnen freundlich entgegenkam, sie gern unterstützte und auf jede Weise emporzuheben suchte. Muß man denn ein Schuft werden, oder gemein, oder flach, um nur leben zu können? Diese Frage wiederholte sich unser Freund unzähliche Male. Da

er von spröderem Stoffe gemacht war, da er unmöglich einen schroffen geistigen Stolz ablegen konnte, ja diesen wohl unwillkürlich der rauhen Ungebildetheit gegenüber auffallend herauskehrte, so wandte ihm das sogenannte Glück, das mit der Gemeinheit immer auch gemein geworden ist, hartnäckig den Rücken. Und dabei fühlte sich der Arme innerlich so voll, dabei drängte es ihn, mit vollen Händen die herrlichsten Blüthen der Poesie auf die dumpfe, befangene, nüchterne Menge hinabzuwerfen.

Dieser Zwiespalt, dieser Contrast zwischen äußerlichem Mangel und innerem Ueberfluß drohte Theobald aufzureiben. Er begann zu kränkeln, geistig vielleicht mehr als körperlich. Auch sein Herz ward nach verschiedenen Seiten hin heftig bewegt. Unbemerkt tobten Stürme in seiner Brust, die nicht ohne nachtheilige Folgen bleiben konnten. Mehr in der Absicht, dieser Ueberfülle sich zu entledigen, und so mannichfache Stürme einigermaßen zur Ruhe zu verweisen, als ein Kunstprodukt zu liefern, setzte er sich bei verschlossenen Thüren in sein einsames Zimmer und schrieb Tag und Nacht in bunter, kecker Verworrenheit die verrauschten Stimmungen eines Lebens nieder, das bis jetzt noch Niemand kannte,

dessen tausendfältige Schwankungen, dessen leidenschaftliche Brandungen kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hatte. Theobalds verschlossenes Insichhineinleben hatte dies unmöglich gemacht. Jetzt aber, wo diese wunderlichen Erlebnisse in eine Gestalt zusammenschossen, jetzt brach auch die ganze Wärme, das ganze tiefe Leid seines Herzens in Wort und Bild heraus und gewann an leidenschaftlicher Farbe, je ungezwungener und natürlicher Theobald nur verklungene, heimlich in seiner Seele forttönende Melodieen abspielte. Es war Alles erlebt, tausendmal durchempfunden, und die naive, oft derbe Einfachheit der Erzählung, die er während der Aufzeichnung in Folge seines Charakters beibehielt, gab diesen Herzensergießungen einen nicht unbedeutenden Werth. Theobald hatte nach wenigen Tagen in der schlichtesten Prosa von der Welt ein anmuthiges, halb komisches, halb tragisches Gedicht beendigt.

Erst, als er Alles niedergeschrieben, was er auf dem Herzen gehabt, legte er die Feder aus der Hand. Erleichterter, muthiger blickte er in die Welt, denn jetzt hatte er, wenn auch nur in der Stille seiner Zelle, zur Welt gesprochen, hatte diese Welt geschildert, gegeißelt, gepriesen und getadelt, geküßt

und geschlagen, geliebt und gehaßt! Er legte die Bogen zurück, ohne sie noch einmal zu überfliegen. Wußte er doch, daß sich mit diesen ungeordneten Bekenntnissen einer nicht verstandenen Knabenseele wenig werde anfangen lassen.

Ohnehin kein Freund von bloßen Höflichkeitsvisiten hatte Theobald in der letzten Zeit seine Freunde sammt und sonders gänzlich vernachlässigt. Die meisten wunderten sich darüber, machten einige kalte Bemerkungen über den Mangel an Lebensart und kümmerten sich nicht weiter um den Ausbleibenden. Die Salongesellschaft gleicht genau der beschränktesten Philisterhaftigkeit, sie ist nur eine andere glänzendere Form oder Abart derselben. Alles Eigenthümliche und namentlich das Sonderlingsartige können beide nicht brauchen. Nur eine einzige Persönlichkeit verzieh dem wunderlichen Sünder und wendete sich nach längerem Harren schriftlich an den Verschollenen. Es war Aurora, deren geistigem Auge eben so wenig Theobalds Kummer entgangen war, als sein edler, reiner und eigenthümlicher Geist. Sie beurtheilte den jungen Mann aus ihrem Herzen heraus und errieth, ohne daß er viel davon sprach, Theobald's ganze Lebensgeschichte. Sie

mochte ihn aber nicht befragen, wenn nicht eine Gelegenheit die Veranlassung dazu geben sollte. Die junge, schöne Wittwe lud den lang vermißten durch folgende Zeilen zu sich ein:

„Es ist Unrecht von Ihnen, werther Freund, daß Sie derer so selten gedenken, die es gut mit Ihnen meinen. Was hat Sie abgehalten, so lange meinen abendlichen Freundeszirkel zu meiden? Gefällt es Ihnen nicht bei mir, oder stören Sie die Ansichten, Aeußerungen und Urtheile meiner lieben guten Freunde? In diesem Falle, lieber Theobald, will ich Ihnen einen wohlgemeinten Wink geben. Der Mann darf stolz, aber nicht rauh, nicht abstoßend sein! Ihr geistiger Stolz hat mich von jeher gefreut, Ihre schroffe Außenseite verleitet Andere dazu, Sie zu verkennen. Ich glaube Sie zu verstehen und kann über bloße geltende Förmlichkeiten hinwegsehen. Allein die Formen sind nicht immer unnütz, sie sind die Zügel der Humanität, der Duft der Civilisation. Schon deshalb darf man sie nicht vernachlässigen, am wenigsten ein Mann, dessen geistige Vorzüge es ihm leicht machen müssen, diesen zierlichen Fächer, den die schalkhafte Dame Zeit an ihre Verehrer verschenkt, gar anmuthig

zu handhaben. — Kommen Sie zu mir, Sie lieber Sonderling, und sollten Sie, wie ich fürchte, einen geheimen Kummer haben, so sein Sie überzeugt, daß ich genug erfahren habe, um die Mittel zum Trost und vielleicht auch zur Heilung zu besitzen. Verlieren Sie nur den Muth nicht, frischer Muth überwindet alle irdische Schwierigkeiten. Wünschen Sie nicht Gesellschaft bei mir zu treffen, so bin ich für Sie allein immer in den Nachmittagsstunden zu Hause. Bessern Sie sich und folgen Sie meinem Rathe.

Aurora."

Theobald erröthete, als er diese sanft zurechtweisenden Worte der jungen Frau las. Er machte sich Vorwürfe über seine Nachlässigkeit und war doch auch wieder erfreut, daß er dadurch die Baronesse genöthigt hatte, an ihn zu schreiben. Sein Herz klopfte freudig und er fühlte wirklich seinen Muth wachsen, indem er wieder und wieder die Zeilen der verehrten Frau las. Es sprach so viel klare Sicherheit, eine so schöne Harmonie aller Kräfte aus ihnen, daß diese wie ein magnetisches Fluidum auf ihn selbst überging. Er setzte sich, um ihr schriftlich für so zarte Theilnahme zu danken, allein es wollte ihm

kein Brief gelingen. Bald waren die Wendungen zu gesucht und kalt, bald schienen sie ihm zu herzlich, zu vertraulich. Er zerriß mehrere Schreiben, marterte sich ab bis zur Aufregung und gab es endlich ganz auf. Es ist ja nicht nöthig, sagte er sich; wenn ich selbst zu ihr gehe und sie allein treffe, werde ich schon Worte des Dankes finden. Diesmal zögerte er nicht, fast zu schnell und die Einladung der Baronesse zu wörtlich auslegend, machte er sich noch an demselben Tage auf den Weg.

Aurora saß in ihrem matt erhellten Boudoir und zeichnete. Unabhängig wie sie war und von einem schönen Drang nach Bildung belebt, den man nicht oft bei Frauen findet, liebte sie es, jede, auch die geringste, Fähigkeit mit Liebe und Sorgfalt auszubilden, so weit es ihr möglich ward. Dadurch gewann sie nächst einer technischen Fertigkeit ein ziemlich richtiges Urtheil über Kunst und Poesie, ohne selbst mehr zu sein, noch sein zu wollen, als Dilettantin. Die Einrichtung des nicht großen Zimmers verrieth Geschmack und zeugte von der Wohlhabenheit der Besitzerin. Außer einer Menge höchst kostbarer Kupferstiche und einigen Oelgemälden füllten es die feinsten Möbeln, die weichsten Divan's,

Auf dem marmornen Kaminsims, desgleichen auf dem Schreibtische der Baronesse, der von einer immergrünen Epheulaube fast überwölbt war, standen die Büsten berühmter Dichter und Komponisten, so geordnet, daß sie einen gefälligen Anblick gewährten. Rothseidene Gardinen dämpften das Tageslicht, das in weichen Tönen die anmuthige Gestalt der jungen Frau umspielte und den feinen Zügen ihres bleichen Gesichts einen erhöhten geistigen Ausdruck verlieh.

In dieses gewöhnlich verschlossene Heiligthum ward Theobald geführt. Seiner Vernachlässigung sich bewußt, trat er mit einiger Scheu dem Weibe unter die Augen, das ihm erst seine Unart hatte vorhalten müssen, damit er sie einsehe. Der sonnige Duft, der alles in seinen milden Dämmer einhüllte, blendete unsern Freund nicht mehr, als die sanfte Pracht des Gemaches und die noch anmuthigere Gestalt seiner Freundin, die mit dem Bleistift in der Hand in der Ottomane lehnte und emsig fortzeichnete.

„Guten Tag, lieber Freund," rief sie dem Eintretenden mit ihrer glockenhellen Stimme zu, ehe dieser noch ein Wort der Begrüßung vorbringen

konnte. „Es freut mich, daß ich Sie wie einen Fuchs aus seinem Bau herausgelockt habe, obwohl es nicht artig von Ihnen ist, sich so hartnäckig zu verstecken. Nehmen Sie Platz und lassen Sie mich hören, was Sie in den letzten vierzehn Tagen angegeben haben.“

Aurora schob die Zeichnung zurück, lehnte sich gemächlicher in die Kissen der Ottomane und nöthigte Theobald, sich neben sie zu setzen. Theobald that es, küßte ihr mit fühlbarer Bewegung die Hand und fragte, mit warmem Blick ihr Auge suchend: „Darf ich Ihrer Verzeihung gewiß sein, gnädige Frau?“

„Nichts von Verzeihung, Freund!“ erwiederte Aurora. „Ich habe Ihnen ja nichts zu verzeihen. Daß Sie mich so lange nicht mehr besucht haben, wird nicht ohne Grund geschehen sein. Wenn ich Sie nun zu mir rief, so wünschte ich als Ihre theilnehmende Freundin diesen Grund zu erfahren.“

Theobald erwiederte nichts, Aurora hatte ihren bloßen weißen Arm auf den seinigen gelegt. Sie sah ihn jetzt scharf, aber ungemein liebreich in sein

nach Innen blickendes Auge. Er schwieg noch immer.

„Theobald," fuhr sie ernst und ruhig fort, mit ihrer Hand die unseres Freundes suchend, „ich sehe jetzt deutlich, daß meine Ahnung wahr ist. Sie sind nicht glücklich, Sie sind mit der Welt, mit sich zerfallen. Der Boden, worauf das Gerippe des Lebens ruht, bricht unter Ihren Füßen ein! Sprechen Sie, Lieber, hab' ich Recht?"

Theobald holte tief Athem. „Ich weiß nicht, gnädige Frau," versetzte er „ob ich ein Recht habe, selbst so dringend, so innig aufgefordert, vor Ihren Augen die finstere Welt meiner Seele aufzuschließen. Sie sind so glücklich, sind so befriedigt nach allen Seiten hin, in allen Beziehungen des Lebens, daß ich es fast für einen Frevel erachten muß, ein so ungetrübtes, schönes Menschendasein auch nur mit einem Hauch von Düster zu beflecken. Und dies, verehrte Freundin, würde geschehen, wenn ich sprechen wollte, wie ich fühle."

„Ich rechne es Ihrer Stimmung zu, daß Sie mich so verkennen," sagte Aurora.

„Verkennen! Ich Sie verkennen!" rief Theobald heftig.

„Ja, mein wackerer Freund," fiel ihm Aurora mit besänftigender Sicherheit in die Rede. Sie verkennen mich, wenn Sie glauben, ich verstände, weil mich der äußere Schein des Glückes umflattert, die Seufzer eines Leidenden nicht zu deuten oder vermiede gar aus angewohnter Bequemlichkeitsliebe jede Störung eines Zustandes, den Sie mit dem Namen „befriedigt" bezeichnen. Suchen Sie denn das wahre Glück nur in der äußern Schaale, in der polirten Oberfläche des Lebens? Wie oft dient diese grade nur als Schleier, um das darunter schlummernde Unglück zu verdecken!"

„Wenn es schlummert, so lassen Sie es schlummern," entgegnete Theobald. „Ein schlummerndes Unglück fühlt Niemand, aber wer mag das Schreien eines ewig wachen ertragen!"

„Ist dies Erfahrung oder Theorie?" fragte Aurora.

„Ich fürchte, ich spreche aus Erfahrung," sagte Theobald tonlos.

„Was drückt Sie?" drang Aurora auf's Neue mit gesteigerter Innigkeit in ihn. „Wir sind ungestört, unbelauscht. Sprechen Sie offen und unumwunden zu mir, auch die Stacheln und

Spitzen Ihrer Rede, sollte Sie deren enthalten, werden mich nicht verwunden. Vielleicht kann ich sogar helfen. Was drückt Sie?"

„Armuth!" hauchte Theobald, schlug beide Hände über sein Gesicht und legte sich so vorgebeugt mit der Stirn auf den Tisch. Aurora hörte und sah, wie die Brust ihres jungen Freundes arbeitete. Sie ließ ihn ruhig gewähren, und begnügte sich nur, den Leidenden mit wehmüthig-innigen Blicken zu beobachten. Als sich der Leidende nach längerer Zeit wieder aufrichtete, legte Aurora ihre Hand auf seine Schulter und fragte sanft, ob er arm geboren sei?

Theobald sah sie scharf, fast mißtrauisch an. Seine Lage, seine Stellung der Welt gegenüber hatte ihn so argwöhnisch gemacht, daß er in jeder auf ihn bezüglichen Frage einen versteckten Hohn ahnte. Aurora's Auge war aber so rein, so tief und seelenvoll, daß er sogleich fühlte, wie ungerecht hier sein Verdacht sei.

„Nein," versetzte er, „nur die Umstände, die sonderbaren Ansichten unserer materiell gesinnten Zeit, haben mich arm gemacht."

„Sie stehen allein?"

„Mit meinen Gefühlen, meinen Ansichten, meinen Bestrebungen ganz allein."

„Aber Sie haben Aeltern, Geschwister, Freunde?"

„Freunde? Nein! Ich habe nie Freunde gehabt," sagte Theobald bitter. „Die Freundschaft von heut verlangt mehr Demuth, mehr Aufgeben seiner selbst, mit einem Worte mehr Charakterlosigkeit, als daß ich Mitglied ihres Bundes hätte werden können."

„Sie täuschen sich, täuschen sich geflissentlich, Theobald," versetzte Aurora zutrauensvoll. „Weil nicht Jeder Ihr Freund sein kann, glauben Sie, es gäbe keinen für Sie, und doch wissen, ja ahnen Sie vielleicht gar nicht, wie nahe Ihnen Ihre wahren Freunde sind! Sie achten und ehren die Frauen, ich glaube sogar, daß Ihr ganzes Wesen mehr dazu geeignet ist, sich den Frauen, als den Männern anzuschließen, weil ich Sie ohne Schmeichelei für eine ganz poetische Natur halte. Sollte denn bei solcher Bevorzugung der Natur die Frauenwelt gleichgiltig gegen Sie geblieben sein?"

„Ich suchte sie nicht," erwiederte Theobald seufzend, „vielleicht weil meine Ansprüche zu eigenthümlicher Art sind, um so bald befriedigt zu werden."

„Darin sind Sie zu tadeln! fiel Aurora dem Freunde in's Wort. „Man darf nie mit vorgefaßten Meinungen in das Leben treten, nie die Menschen nach einem im voraus entworfenen Schema beurtheilen. Das verursacht nur Zwiespalt, macht mißmuthig, vereinsamt und ruft das stets lauernde Unglück herbei. Erlauben Sie mir, mein verblendeter Freund, daß ich jetzt frage, wie sie arm wurden?"

„Wie ich arm wurde?" wiederholte Theobald. „Wenn ich Ihnen das sagen wollte, theure Frau, müßte ich Ihnen ein Leben, keine Geschichte, erzählen."

„Thun Sie es, ich habe Zeit und Geduld zuzuhören, und, was mehr ist, mein Freund, die Unglücksfäden aus Ihrem Lebensseil herauszusuchen, wenn Sie mir nur vertrauen wollen."

Nach einer Pause ernsten Nachdenkens erwiederte Theobald: „Erlassen Sie mir diese Aufgabe, gnädigste Frau! Ich fühle, daß ich sie zu lösen

nicht im Stande bin, daß ich Hauptsachen weglassen, Nebenumstände hervorheben, daß ich mich in der Zeitfolge verirren und so einen unklaren Vortrag halten würde, der mir vielleicht selbst in Ihrem nachsichtigen Auge schaden könnte. Ich mag Niemand verklagen, Niemand verleumden. Vielleicht bin ich an all meinen Leiden zumeist selbst schuld. Deshalb kein Wort weiter darüber, edle Frau! Darf ich Sie aber beunruhigen, dann möchte ich, Ihrer Herzensgüte vertrauend, in anderer Weise Sie von meinem Leben in Kenntniß setzen."

„Sprechen Sie, ich füge mich gern Ihren Wünschen."

„Man sagt allgemein," fuhr Theobald fort, „das Unglück mache stumm, es vereinsame. Dies muß wohl wahr sein, wenigstens habe ich von Jugend auf diese Erfahrung gemacht, denn ich bin — vergeben Sie mir diese Behauptung — ich bin von Jugend auf, das heißt, so lange ich denken kann, unglücklich gewesen! Allein nicht immer kann das Herz schweigen. Es spricht, wenn nicht in anderer Weise, mit sich selbst, es erzählt der lauschenden Seele seine Leiden, seine Sorgen, seine Bekümmernisse, und sucht und findet, wenn auch nur vorüber-

gehend, darin einige Erleichterung. Ich, edle Frau, habe dies von jeher gethan. Tagesbemerkungen, kurze Notizen, augenblickliche Herzensergießungen, hoben mich immer über die schwersten Stunden hinweg. Sie zeigten mir aber auch die gefährlichsten Klippen, gegen die ich oft geschleudert wurde, an denen ich mich wund stieß, ohne zerschellt zu werden. Werden Sie die Geduld haben, eine flüchtige Zusammenstellung dieser von früh an verzeichneten Lebensmomente anzuhören, Sie gewissermaßen als ein objectives Produkt zu betrachten?"

„Sie haben also Confessionen geschrieben?" fragte Aurora.

„Das eigentlich nicht. Weit eher möchte ich meine Aufzeichnungen komische Geschichte eines Sonderlings nennen."

„Wann haben Sie diese Geschichte verfaßt?"

„In den Tagen, wo ich mich fern hielt von aller Gesellschaft."

„Gottlob!" sagte Aurora, unserm Freunde mit Wärme die Hand drückend. „Ich hoffe, es soll dies der Anfang Ihrer Genesung sein. Wer über sich selbst scherzen kann, ist nicht verloren, wer seinem Schmerze Worte leiht, entfernt ihn und

saugt frische, frohe Lebensluft in vollen Zügen. Und jetzt noch eine Frage, die Sie mir, weil sie philisterhaft kleinlich, ächt beschränkt deutsch klingt, verzeihen wollen, die ich aber aus Gründen thun muß, deren Rechtfertigung ich mir vorbehalte: Was sind Sie? Was treiben, was erstreben Sie?"

Theobald erröthete, denn er fühlte dadurch sich verletzt und Aurora in seiner Meinung sinken. Die Baronesse bemerkte seine Aufregung, errieth seine Gedanken. „Keine Uebereilung, keine ungerechten Schlußfolgerungen, armer Freund!" bat sie besorgt. „Um Sie ganz zu verstehen, muß ich so fragen."

„Nun denn," erwiederte Theobald nicht ohne einen Anklang von Bitterkeit, „in den Augen der gemeinen Welt bin ich nichts, so lange Deutschland nur denjenigen für Etwas hält, der seinem ehrlichen Namen einen Titel vor= oder nachsetzen kann, so lange dieser Titel den Namen eines Menschen eigentlich erst ehrlich macht, wenn dieser nämlich blos ein bürgerlicher ist. Sie fragen, warum ich nichts bin? Weil ich zu viel Freiheitssinn besaß und noch besitze, um mich auf Kosten meines Geistes an eine Sclavenkette schmieden zu lassen,

Eben dies ist mein Unglück, die Quelle meiner Armuth. Von der Natur mit einigen unpraktischen Fähigkeiten ausgerüstet, verspürte ich von jeher einen unwiderstehlichen Trieb, mich zu bilden. Bildung war mir die Bedingung zum Leben. Ich hatte nur leider dabei nicht bedacht, daß die Welt nach dem Capital unserer Bildung nie fragt, sondern nur die nutzbaren Zinsen in Anschlag bringt. Und können Sie glauben, edle Freundin, daß diese große, stockmateriell gesinnte Welt der Ueberzeugung ist, mein wirklich recht anständiges Bildungscapital trage gar keine Zinsen? Ist das nicht entsetzlich, nicht fürchterlich komisch?"

„Sie haben vielleicht noch keinen ernstlichen Versuch gemacht," sagte Aurora.

„Vielleicht," fuhr Theobald fort. „Seit vier Jahren erbiete ich mich zu den verschiedensten wissenschaftlich-literarischen Arbeiten, man findet sie aber immer nicht gemeinnützig!"

„Was thaten Sie denn?"

„Ich legte mich auf die Beobachtung der Menschen, der Staatseinrichtungen und auf die Kunst, mitten im Mangel ein anständiger Mensch

zu bleiben. Edle Freundin, glauben Sie meiner Versicherung: Es ist unbeschreiblich schmerzhaft, zu sehen, wie die gemeinste Handarbeit täglich bereitwillig und besser bezahlt wird, als ein Gedanke, der von Geist zu Geist wandernd, Tausende erleuchtet! Es ist fürchterlich, zu fühlen, wie Menschen, die vermöge ihrer geistigen Anlagen befugt wären, Hand in Hand mit dem Höchstgeborenen zu gehen, wie solche geborene Aristokraten des Geistes ihrer Lebensstellung nach auf einer Stufe mit dem Auswurf des gedankenlosesten Pöbels stehen! Es ist erniedrigend und eine Schmach für die gesammte Nation, daß sie aus staatsökonomischen Gründen die Verbesserung der Handarbeiter votirt, für eine würdige Stellung ihrer Arbeiter im Geist aber keinen Groschen verausgabt! Der arm Geborene oder durch die Umstände arm Gewordene wird durch diese gemeine Gesinnung allem Unbill des Zufalls ausgesetzt, wie ein Fangball herüber hinüber geworfen und meistentheils körperlich aufgerieben, bevor er seine ganze geistige Kraft entfalten kann. Glauben Sie mir, edle Frau, es gibt für den Mann keinen empfindlichern Schmerz, als das Bewußtsein, mit aller Kraft zu wirken und doch

nie aus dem Stande eines Proletariers herauszukommen. Eigene Kraft, unermüdliche Thätigkeit langen nicht aus, hier muß der Edelsinn eines Fürsten oder die Gesammtheit des Gemeinwesens einschreiten. Wir haben aber leider in Bezug auf alle Geistesunterstützung, es beurkunde sich der Geist denn als Charlatan, in Deutschland nur ein gemeines kein Gemeinwesen."

Theobald hatte gereizt, aber mit innerster Ueberzeugung gesprochen, und rückte man die einzelnen Angaben zusammen, so mochte wohl ungefähr in der Wirklichkeit der deutschen Welt das entworfene Bild unseres Freundes ein sehr ähnliches Porträt davon sein. Aurora war zu genau mit den Zuständen ihres Vaterlandes bekannt, um Theobald unrecht geben zu können. Als ruhige Beobachterin betrachtete sie aber die Lage der Sachen mehr im Zusammenhange, wog Folgen und Wirkungen gegen einander ab und hatte von ihrem Gesichtspunkte aus verschiedene, triftige Einwendungen zu machen. Diese jetzt auszusprechen, schien ihr nicht klug und zeitgemäß. Sie nahm sich vor, erst Theobalds Jugendgeschichte zu hören. Deshalb ging sie auf die Aeußerungen des jungen Mannes nicht weiter

ein. Sie dankte ihm nur für sein Vertrauen und setzte dann hinzu:

„Sie leiden doch keinen Mangel?"

Theobald verneinte die Frage. Er konnte es der Wahrheit gemäß, er würde es aber aus Stolz auch dann gethan haben, wenn er für den nächsten Morgen kein Brod gehabt hätte. Auch gefragt, konnte er es nie über sich gewinnen, seine Armuth zu gestehen oder gar angebotene Gaben anzunehmen. Er fühlte sich aber der reichen Baronesse gegenüber, mitten in dieser prachtvollen Umgebung so gedrückt, daß ihm seine gegebene Zusage fast reute. Es war gut, daß der Bediente eintrat und die Stickerin meldete. Theobald wollte sich entfernen.

„O bleiben Sie doch, Lieber!" bat Aurora. „Das Mädchen ist mit wenigen Worten abgefertigt. Laß sie eintreten, Charles!"

Der Bediente öffnete die Thür und winkte der draußen Harrenden. Theobald hatte sich in die Fensterbrüstung gelehnt, so daß die helle Abendsonne über ihn hinwegschien und goldener Duft durch das wohnliche Gemach strömte. Die Baronesse behielt auf dem Divan Platz. Die Stickerin verbeugte sich bürgerlich schüchtern vor der hohen

Gönnerin. Theobald, in Gedanken versunken, achtete nicht auf sie.

„Nun liebes Kind," redete Aurora das Mädchen sanft an, „hast Du Dir auch rechte Mühe gegeben?"

„Die gnädige Frau werden zufrieden sein," erwiederte die Stickerin, und packte geschäftig=emsig die mitgebrachte Arbeit aus. „Hier," fuhr sie fort. „Nicht wahr, die Farben sehen aus, als hätte sie die Natur selbst gemacht? Da werden Euer Gnaden einmal warme Füße behalten, und, wie sich's für die gnädige Baronesse schickte, immer auf unverwelklichen Blumen wandeln."

Beim Ton dieser Stimme schlug Theobald die Augen auf, und richtete sie auf die Stickerin. Es war Elise, die vor ihm stand. Auch sie gewahrte und erkannte jetzt ihren Geliebten und der Ausruf „O Gott!" entschlüpfte ihrem Munde.

„Was gibt es, liebes Kind?" fragte Aurora, die freundlich prüfend Elisens Arbeit betrachtete. Weibliche Klugheit gab dieser die nöthige Fassung.

„Gott, bin ich erschrocken!" fuhr sie stammelnd mit klopfendem Busen fort. „Es ist nur der Schatten von der schönen Hand der gnädigen

Frau, ich hielt es für einen Flecken schwarzer Tusche."

„Du hast Dir viel Mühe gegeben, armes Kind. Ich danke Dir," sagte Aurora. „Ich werde Dich meinen Freunden empfehlen und will Dir jetzt gleich neue Arbeit mitgeben."

Aurora stand auf, Elise machte einen stummen Knix. Während die Baronesse eine Chiffonière öffnete, standen die beiden Liebenden einander unbeobachtet gegenüber. Theobald, von seinem Gespräch aufgeregt und ernster als gewöhnlich, sah finster auf das anspruchslose Mädchen und winkte ihr mehr befehlend als bittend, sie möge seine Bekanntschaft verläugnen. Elise, anfangs nur durch seine stumme Gegenwart betroffen, fühlte sich dadurch verletzt, wendete vorwurfsvoll ihre Blicke ab und musterte, wie es schien, den geschmackvollen Raum. Theobalds Augen flogen von Elise auf Aurora, von dieser wieder zu jener. Ohne es zu wollen noch zu wissen, verglich er die beiden Frauen, wog schnell und scharf ihre Eigenschaften gegen einander ab und mußte sich bekennen, daß, rechnete man eine zuweilen höchst anmuthige, naive

Natürlichkeit bei Elisen ab, Aurora der sehr hübschen Stickerin in Allem überlegen sei, an Geist, an Bildung, an feiner Sitte, an Verstand.

Aurora reichte Elisen Canoi und ein Muster. „Dies, liebes Kind," sagte sie freundlich, „ist zu einem Ruhekissen bestimmt. Glaubst Du, daß es passen wird?"

Elise bejahte die Frage.

„Und wann kann ich der fertigen Stickerei entgegensehen?"

Elise nannte nach kurzem Besinnen die Zeit. „Schön," sagte Aurora. „Gib Dir rechte Mühe, liebes Kind, und ich will auch an Dich denken und für Dich sorgen."

„Allzugnädig," versetzte Elise mit unterdrückter Stimme, packte das Erhaltene zusammen und verließ mit größerer Hast, als gewöhnlich, das Boudoir, wodurch die Arme in Theobald's Augen, der das Weib ein für allemal im Lebensumgange ruhig, graziös und von Anmuth getragen haben wollte, noch um ein gut Theil sank. Er fühlte immer mehr, daß seine flüchtige Neigung zu dem fröhlichen Naturkinde keine Liebe, daß sie nur das Bedürfniß gewesen sei, durch heitere Gegenseitigkeit

eine für den Alleinstehenden sonst zu fühlbare Lücke auszufüllen. Es verdroß ihn zwar, daß er sich dies gestehen mußte, allein die Sache selbst hatte, wie er sie auch betrachten mochte, ihre Richtigkeit.

„Wann darf ich Ihrer Vorlesung entgegensehen?" fragte jetzt Aurora, neben Theobald an's Fenster tretend und ihre Hand in die seinige legend. Ihre Blicke begegneten sich. In Theobald's tiefem Auge glühte verhaltene Leidenschaft, zitterte düstere Melancholie; Aurora's helle Blicke strahlten von gesicherter Lebensfreudigkeit und der Hoffnung auf größeres, innigeres, tieferes Glück. Theobald fühlte sich wunderbar ergriffen. Er zog die feine zarte Hand an seine Lippen. „Ich harre nur Ihres Winkes, edles, großes Herz!" sagte er leis aber mit Leidenschaft, und seine Lippen brannten wiederholt auf der warmen Hand der schönen Frau. Aurora entzog sie ihm langsam, ihr großes Auge blieb aber an seinen Blicken hangen.

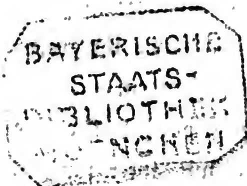
„Dann will ich künftigen Sonntag für Sie allein zu Hause sein," sagte sie mit ihrer sanften, tönenden Stimme. „Bringen Sie recht frischen Muth und einen jungen Glauben an die Mensch-

heit mit, mein lieber Freund. Es wäre schade, wenn so viel Feuer unbenützt verlodern müßte! Gute Nacht!"

Sie senkte graziös den schönen Kopf, um den die schwarzen Locken in reizender Unordnung fielen.

„Gute Nacht!" antwortete Theobald. Einen Zusatz der Etiquette zu den beiden herzlichen Worten konnte er nicht über die Lippen bringen. Unter der Thür verbeugte er sich noch einmal. Eine Handbewegung Aurora's deutete die Eitelkeit seines Herzens so, als habe sie ihm verstohlen eine Kußhand zugeworfen.

Ende des ersten Theils.



Neva.

Indische Erzählung von J. Mery.

Deutsch von **Emilie Wille.**

1 thlr. 4 gr.

Wehmutter u. Todtengräber.

Ernste und humoristische Bilder

von

M. Reichenbach.

2 Bde 1 thlr. 18 gr.

Horaz.

Von G. Sand.

Aus dem Französischen

von

W. L. Wesché.

2 Bde 3 thlr. 6 gr.

Memoiren einer Unvermählten.

Von

Amalie Winter.

1 thlr. 6 gr.

Gedruckt bei Sieghart und Voigt in Rochlitz.



